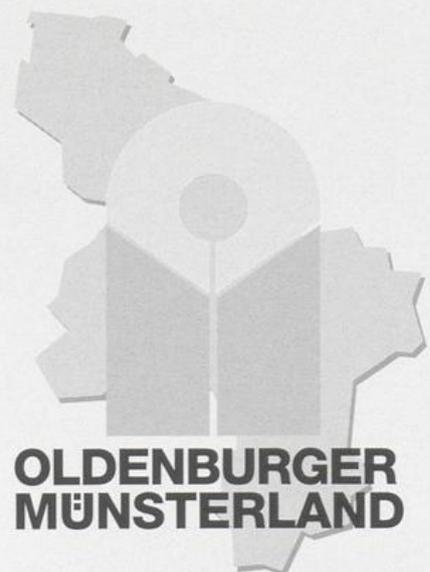


Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Das Oldenburger Münsterland im Wandel

Das Oldenburger Münsterland im Wandel



Heimatbund Oldenburger Münsterland

Bildung – ein Schlüssel zur Integration

Podiumsdiskussion im Rahmen des Münsterlandtages
am 7. November 2015 in Lönningen



Die Teilnehmer der Podiumsdiskussion „Bildung – ein Schlüssel zur Integration“ (v.l.n.r.): Dr. Thomas Hildebrandt (IHK Oldenburg), Busbra Bero (Schülerin aus Vechta), Berna kleine Hillmann (ehem. Leiterin der Ludgerus-Schule Vechta), Auel Kelifa (Gemeinde Neuenkirchen-Vörden), Willi Rolfes (Moderator) und Dr. Heinrich Dickerhoff (Katholische Akademie Stapelfeld).

Foto: G. Henneberg

Vorwort des Herausgebers

Die andauernde Herausforderung, die an unsere Region, an Deutschland und an Europa durch die Flüchtlinge, die aus Kriegsgebieten zu uns kommen, gestellt wird, hat den Heimatbund für das Oldenburger Münsterland dazu bewogen, den Münsterlandtag am 7. November 2015 in Lönningen unter das Thema „Flüchtlinge“ und deren Integration durch Bildung zu stellen.

Um das Thema möglichst vielseitig und breit darzustellen, wurde dies nicht durch einen Festredner, wie sonst üblich, übernommen, sondern es traten verschiedene Vertreter aus dem Bildungsbereich auf, die konkret Erfahrungen aus der Praxis mit dem Plenum teilen konnten: Dr. Heinrich Dickerhoff von der Katholischen Akademie in Cloppenburg-Stapelfeld, Dr. Thomas Hildebrandt von der IHK Oldenburg und Berna kleine Hillmann als ehemalige Leiterin der Ludgerus-Schule in Vechta. Frau Hillmann hatte außerdem eine Schülerin mitgebracht, die als Flüchtlingskind aus erster Hand berichten konnte – und auch diesen kleinen Text haben wir hier aufgenommen. So entstand ein interessantes Abbild der Situation des Themas „Flüchtlinge und Integration“ Ende des Jahres 2015, das wir für unbedingt festhaltenswert halten und darum hier im Jahrbuch abdrucken.

Dem beigestellt haben wir am Ende dieses Beitrags eine Schilderung von Stephan Honkomp, Mitarbeiter der Gemeinde Steinfeld, der ebenfalls seine Erfahrungen aus dem Bereich mitteilt.

Bildung als Schlüssel zur Integration Überlegungen aus Sicht der Erwachsenenbildung *von Dr. Heinrich Dickerhoff (Katholische Akademie Stapelfeld)*

Was und wie kann Erwachsenenbildung, „lebenslanges Lernen“, beitragen zur Integration? In meinem Berufs- und Erfahrungsfeld bedeutet Bildung weniger das Erlernen von Kenntnissen und Fertigkeiten als die Ausbildung, Entwicklung und Reifung der eigenen Persönlichkeit. Denn ob das Leben, das individuelle wie das gesellschaftliche, gelingt, hängt nicht nur an dem, was wir wissen und können, sondern auch an der Haltung, mit der wir leben und der Welt und anderen begegnen.

Drei große Lebens-Herausforderungen stehen im Mittelpunkt meiner Arbeit in der Erwachsenenbildung:

Die erste heißt: erwachsen werden! Die Bibel nennt diesen Auftrag an Adam, an den Menschen, an uns: „Vater und Mutter verlassen!“ In diesem Sinne erwachsen wird man nicht einfach mit 18 oder 62. Erwachsen werden bedeutet vielmehr: eigenverantwortlich leben. Es bedeutet, jene Erwartungen nicht mehr an andere Menschen oder auch an den Staat zu richten, die ein kleines Kind berechtigterweise an die Eltern hat: Mama kann all meine Bedürfnisse stillen; Papa kann alles in Ordnung bringen. Erwachsen werden heißt einsehen und leben, dass ich mich selbst um meine Bedürfnisse und die Ordnung in meinem Leben kümmern muss. Und es heißt wohl auch, sich darauf einzustellen, dass sich manche Lebens-Wünsche nicht erfüllen und wir weder die Welt noch auch nur unser eigenes kleines Leben ganz in Ordnung bringen werden.

Sich trauen, dem Fremden zu begegnen, ist die zweite Lebensherausforderung. Die meisten von uns haben sie vermutlich zum ersten Mal heftig gespürt, als wir in der Pubertät das andere Geschlecht entdeckten. Geschlechterdifferenz ist das Ur-Bild der Verschiedenheit und Fremdheit, die, wenn sie angenommen wird, fruchtbar werden kann. Aber alles Neue und Unbekannte stellt uns vor die gleiche Herausforderung, ob es die Kunst der Renaissance ist oder ein altirisches Märchen oder die afghanische Flüchtlingsfrau neben mir im Supermarkt, die mich in gebrochenem Englisch fragt, ob diese Lasagne Hallal sei. Sich auf Neues und Fremdes einzulassen, ist Vertrauenssache. Und es gibt kein Vertrauen ohne das Risiko von Enttäuschung. Das biblische Urbild dafür ist, dass Adam, der Mensch, also wir, eine Rippe geben muss für ein unbekanntes Gegenüber. Wenn wir eine Rippe geben, dann öffnen sich unser Körperpanzer und unser Herz.

Das macht uns verletzbar, angreifbar, enttäuschbar. Doch ohne den Mut, Offenheit und Beziehung zum Fremden zu wagen, wären wir individuell wie gesellschaftlich autistisch.

Und die dritte große Lebensherausforderung ist, Abschied zu nehmen ohne Bitterkeit. Viele von uns mussten schon Abschied nehmen von den Eltern, viele werden erlebt haben, dass die Kinder aus dem Haus gegangen sind, einige haben, was mir bald bevorsteht, Abschied genommen von ihrem Beruf. Und jede Generation erlebt das neu: die Welt, in die hinein sie geboren wurde und in der sie gewachsen ist, geht unter, entschwindet, schafft sich ab. Abschied nehmen ohne Bitterkeit, dabei das bewahren, was an Gutem bewahrt werden kann, aber auch

offen sein für das Neue, das kommt, ist eine Schlüsselqualifikation. Für jeden Einzelnen. Für jede Generation. Für unsere Gesellschaft.

Erwachsenenbildung, die auf die Lebens-Haltung zielt, erreicht bislang noch nicht die, die zu uns flüchten. Das ist verständlich, dort stehen elementarere Sorgen im Mittelpunkt, dort geht es um Arbeit und Wohnung und Sprache. Aber Integration ist eine Aufgabe für alle Beteiligten, für die, die aufnehmen wie für die, die kommen. Auch wir hier schon lange Heimischen müssen Integrationsfähigkeit lernen, müssen uns vertraut machen und anfreunden mit neuen Situationen.

Dazu braucht es Mut! Den Mut, Verantwortung zu übernehmen. Den Mut, dem Neuen und Fremden und den Fremden zu begegnen. Den Mut, Abschied zu nehmen von altvertrauten Selbstverständlichkeiten.

Aber mittelfristig müssen auch die, die zu uns kommen, sich diesen Herausforderungen stellen, wenn ihre Integration gelingen soll: Sie müssen die Verantwortung für ihr Leben selbst übernehmen, sie müssen sich auf eine neue Welt, eine neue Kultur, eine für viele unvertraut offene Gesellschaft einlassen. Und sie müssen, das können wir ihnen nicht ersparen, Abschied nehmen von Lebensmustern, die wir überwunden haben und auch nicht wieder wollen, sie müssen Abschied nehmen von jeder Diskriminierung der Frauen und von jeder religiösen Intoleranz.

Wir alle haben noch viel zu lernen. Aber wir können das schaffen.

Wünsche, zu deren Erfüllung Erwachsenenbildung beitragen kann:

1. Von der Betreuung zur Begegnung – Bildung als Ort der Begegnung
2. Dass wir den zu uns Flüchtenden, aber uns Einheimischen auch ganz klarmachen, welche Chancen eine offene tolerante Gesellschaft bietet.

Und dass, wer dieses offene und tolerante Miteinander für falsch oder gottlos hält, hier falsch ist – es gibt in der Welt genug Alternativen für die, die unter der Diktatur eines Geschlechtes oder einer Religion leben wollen.

Bitte nicht alle nebeneinander – Integration braucht Struktur!

von Dr. Thomas Hildebrandt (IHK Oldenburg)

Viele Firmen in Deutschland suchen Fachkräfte. Gleichzeitig erreicht Deutschland eine in dieser Massivität nie dagewesene Flüchtlingswelle. Und keiner kann seriös sagen, ob und in welcher Stärke der Ansturm sich fortsetzen wird.

Kein Wunder, dass Deutschland unter dem Druck der Herausforderungen ächzt und hektisch nach Lösungen und Organisationsformen sucht, die der Situation einigermaßen gerecht werden. Diejenigen, deren Aufgaben sich auf die Aufnahme, Registrierung, Verteilung, Unterbringung, beruflicher und schulischer Kompetenzfeststellung und Vermittlung in den Arbeitsmarkt von Amtswegen kümmern müssen, sind offensichtlich überfordert und unterbesetzt – kein Wunder. Wie gut, dass viele Menschen, Unternehmen und Organisationen helfen. Ohne ehrenamtliche Helfer, Spender und Kümmerer wäre die Situation wohl noch dramatischer. Die Frage muss erlaubt sein: Ist diese mehr oder weniger unstrukturierte, spontane und größtenteils unabgestimmte Hilfe konstruktiv, hilfreich und effizient? Ja, sie hilft und zwar vielen Menschen aus großer Not, aber es geht nicht um einen Notfall, sondern es geht um viel mehr. Es geht darum, eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe nachhaltig zu lösen und dazu geeignete belastbare und durchfinanzierte Strukturen zu schaffen.

Derzeit kann man den Eindruck gewinnen, dass sich alle namhaften Organisationen und Institutionen irgendwie verpflichtet fühlen, etwas für die Flüchtlinge zu tun. Dabei geht möglicherweise viel notwendige Energie verloren. Den einen kann es nicht schnell genug gehen, die anderen, die zuständigen Institutionen, fühlen sich in der öffentlichen Wahrnehmung überholt und kritisiert. Sie sind weniger erfreut, weil jegliche untypische, neue und zusätzliche Zusammenarbeit mit neuen Initiativen und dem damit oft geforderten zusätzlichen Koordinationsaufwand die eigene Arbeit zusätzlich belastet. Zu selten sind die formal geregelten Abläufe der Behörden mit dem Anspruch an Tempo und Erfolgsdruck sowie der Ungeduld helfender Mitbürger und Initiativen zusammenzubringen.

Was fehlt, ist ein Plan und eine Übersicht für eine konstruktive Zusammenarbeit unterschiedlicher Organisationen und Initiativen mit

heterogenen Strukturen, die zudem nicht immer professionell geprägt sind. Dies gilt nicht nur für die formal zuständigen Institutionen untereinander, die Einbindung ehrenamtlicher Aktivitäten, sondern auch für die überregional entstehenden unterstützenden „virtuellen“ Strukturen. Das sind Plattformen zahlreicher Art auf Landes- und Bundesebene, von den Verbänden und anderen. Es werden Gesetzesinitiativen folgen, wie beispielsweise die der CDU-Landtagsfraktion zum Thema Integration. Die Frage, die wir uns stellen müssen: Ist das nicht alles zu kompliziert? Bringt das die Erfolge bei der Integration, die wir so dringend brauchen?

Alle mit dem Thema vertrauten Personen und Institutionen wissen einerseits, dass die Entscheidung auf Bleibe- oder Duldungsstatus schnell erfolgen muss. Die Integration läuft nur über Sprache und Beschäftigung bzw. Qualifizierung. Die neuen Mitbürger müssen sich auf die Werte unserer Gesellschaft einstellen und einlassen. Eine Ghettobildung in den Flüchtlingsunterkünften und danach muss vermieden werden, um Parallelgesellschaften zu vermeiden. Hinzu kommt die Stimmung im Lande. Das Ganze gelingt nur, wenn die Bevölkerung diesen historischen Integrationsprozess von absehbar viel mehr als einer Million neuer Mitbürger mit trägt und sich positiv einbringt. Das sind zusammengefasst die Gründe, um möglichst schnell die personellen Möglichkeiten bei den heute zuständigen und Hauptverantwortlichen Institutionen zu schaffen. Es ist schier notwendig, der ersten Herausforderung adäquat zu begegnen, nämlich die große Menge der Flüchtlinge zu registrieren und unterzubringen.

Andererseits ist es erforderlich, den Integrationsprozess in Qualifizierung, Arbeit und gesellschaftlichem Leben in Deutschland inhaltlich abgestimmt zu organisieren und zu begleiten. Zudem muss die ehrenamtliche Bewegung, die wir dankenswerter Weise in unserem Land haben, personell von einer hauptamtlichen Struktur unterstützt und auch koordiniert werden. Aus unserer Sicht besteht das größte Defizit darin, dass wir kaum Personen zur Verfügung haben, die den Kompetenzcheck und das Matching professionell, zeitnah und nachhaltig durchführen können. Diese Personengruppe muss ganz eng und empathisch an den Bedürfnissen der Betriebe und der zu Vermittelnden arbeiten. Es wird ohnehin schwer, die dafür geeigneten Arbeitskräfte zu finden. Wir benötigen sie aber nicht irgendwann, sondern jetzt!

Weiterhin benötigen großangelegte Hilfsaktionen – und um nichts anderes handelt es sich vielerorts – eine einheitliche Kommandostruktur. Es muss klarer sein, wer was, wann in welcher Intensität mit welchen Ressourcen und mit welchem Ziel durchführt. Dabei wird man feststellen, dass viele unserer Verfahrensanweisungen, Regeln, Verordnungen, Gesetze etc. nicht förderlich für die zügige Umsetzung der Integration von einer Million Menschen und mehr sind. Die sinnvolle Anpassung entsprechender Vorgaben ist zeitnah sicherlich nur möglich, wenn der koordinierte Einsatz eben von zentraler Stelle erfolgt und es ein von vorn herein adaptiertes Berichtswesen über den Ablauf der Gesamtaufgabe gibt. Darüber können dann notwendige Veränderungen direkt in die Parlamente eingebracht werden.

Als Oldenburgische IHK geben wir unseren Unternehmen gezielte Informationen zur Bewerberlage von Flüchtlingen, und wir verweisen zu den verantwortlichen Institutionen vor Ort. Wir sind bewusst schon bei Gründung des Vereins pro:connect eine strategische Partnerschaft mit ihm eingegangen. Der Verein ist ein arbeitgeberinitiiertes Zusammenschluss relevanter Akteure zur schnellen Vermittlung von Flüchtlingen in Qualifizierung und Arbeit. Ziel dabei ist, sozialversicherungspflichtige Beschäftigungs- und Ausbildungsverhältnisse als Anker für die Integration zu schaffen.

Wir wollen in unserer Rolle als Netzwerker, Politikberater an der Nahtstelle zu Unternehmen im Integrationsprozess punktuell unterstützen, selbst lernen und diese Erfahrungen weiter geben. Wenn man so will ist dieses Verfahren eine Art Musterbildung. An der Stelle, an der wir wirken wollen und können, möchten wir Ressourcen investieren. Dieses Verfahren gewährleistet, dass wir nicht an Doppelstrukturen beteiligt sind. Es bedeutet aber auch, dass wir nicht überall dabei sein können. Mit den selbst konkret gewonnenen Erfahrungen können wir dann zukünftig authentischer und gezielter helfen – durchaus auch in der Beratung unterschiedlicher Akteure. Gleichwohl müssen wir erkennen – mal eben so geht gar nicht!

Situation der Flüchtlinge am konkreten Beispiel der Ludgerus-Schule Vechta

von Berna kleine Hillmann (pensionierte Schulleiterin der Ludgerus-Schule, Vechta)

In unseren Schulen stehen sie morgens vor der Schultür. Flüchtlinge, Asylbewerber und Zugewanderte. Die derzeitige Flüchtlingswelle betrifft aber nicht nur den Bereich der Schulen, sondern alle gesellschaftlichen Bereiche: Wohnen, Arbeiten, Religion und Kultur und am Wichtigsten: Bildung. In Schulen und Kindergärten kommen Kinder und Jugendliche aus anderen Ländern mit diesen elementaren Grundfunktionen in Kontakt. Besonders den Schulen kommen entscheidende Schlüsselstellungen zu, damit Migrantinnen ihren Platz in der Mitte der deutschen Gesellschaft finden.

Gemeinsames Lernen ist in den Schulen längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Besonders in den letzten 20 Jahren galt es immer wieder, Kinder ohne Deutschkenntnisse für eine erfolgreiche Mitarbeit im Unterricht zu befähigen. Waren es zuletzt die Aussiedlerschüler in den 1990er-Jahren, die große Herausforderungen an die Schulen stellten, so sind es heute die Flüchtlinge aus den Krisengebieten dieser Erde.

In der Schule stehen sie einfach vor der Tür. Als Schulleiterin oder Schulleiter nimmt man die Menschen, die vor einem stehen, ganz pragmatisch auf. Dann heißt es: In welche Klasse schulen wir dich ein? Wer kann dein Pate sein? Wie viele Deutschstunden müssen organisiert werden. Als Schulleiterin habe ich immer Mitschüler erlebt, die sich begeistert um ihre neuen ausländischen Klassenkameraden bemühten. Dies sollte heute eine gute Alltagskultur in den Schulen sein! Es ist wichtig, Kinder ohne Deutschkenntnisse sofort in eine Klasse zu stecken, damit sie von Anfang an in einen festen Sozialverband eingebunden sind.

Idealerweise gelingt es der Schule allen Schülern ohne Deutschkenntnisse täglich einige Deutschlernstunden in Kleingruppen anzubieten, den Rest des Tages nehmen die neuen Mitschüler mit Migrationshintergrund ganz normal am Unterricht teil. Es ist unabdingbar, die Sprachkurse in Kleingruppen durchzuführen, um eine gewisse Flexibilität vorzuhalten, denn natürlich gibt – es wie unter den deutschen Schülern auch – schnelle und langsame Lerner.

Ebenso wichtig ist die sofortige Eingliederung in einen Klassenverband, denn man kann auch ohne Deutschkenntnisse Sport, Hauswirtschaft, Werken, Musik und auch Mathe machen, vieles erklärt sich über das Sehen. Schon in der ersten Schulpause kann man beobachten, wie selbstverständlich deutsche Kinder und Kinder mit Migrationshintergrund miteinander kommunizieren.

Wenn der Schulträger ein gutes Personalangebot vorhält, gelingt die Teilhabe am normalen Unterricht recht schnell. Sehr unterstützend sind Mitschüler und inzwischen auch Lehrkräfte mit einer Einwanderungsbiografie, weil sie über Sprachkenntnisse, wie kurdisch, türkisch, arabisch, serbisch, chinesisch, vietnamesisch usw. verfügen. Sie sind nicht nur Dolmetscher, sondern – viel wichtiger – Verstehensvermittler. Sie wissen, wie mühsam es sein kann, in Deutschland Fuß zu fassen. Wenn Eltern und Flüchtlingskind schon im Anmeldegespräch die Schulregeln in ihrer Muttersprache erklärt bekommen, stellen sich Gefühle von Sicherheit und Zutrauen ein. Mitschüler mit Einwanderungserfahrung sind Vorbilder für die Neankömmlinge, an denen sie sehen können, dass man in Deutschland etwas schaffen kann.

Die Schulstruktur spielt eine nicht unwesentliche Rolle dabei. Lehrkräfte an Oberschulen sind es gewohnt, mit Leistungsunterschieden individueller umzugehen. Kontraproduktiv ist, wenn per se alle neu aufzunehmenden Migrantenschüler in die Hauptschule gesteckt werden. Das widerspricht grundsätzlich einem begabungsorientierten Lernen und rächt sich in einer späteren Versagenskarriere.

Was in der öffentlichen Diskussion immer noch zu oft außer Acht gelassen wird: Flüchtlinge haben höchst unterschiedliche politische und vor allem religiöse Erfahrungen im Gepäck. Die eigene Religionszugehörigkeit, sei es die muslimische, christliche oder jesidische, ist in der neuen, unvertrauten Umwelt Deutschlands wohl das wichtigste Identitätsmerkmal, auf das sich viele der geflohenen Menschen stützen können.

An diesem Punkt ist Bildung, hier beginnend mit der Schulbildung, der entscheidende Faktor, inmitten der Vielfältigkeit unserer Gesellschaft den Schülern zu einem neuen Selbstwertgefühl und zu innerem Halt zu verhelfen, damit in der Zukunft ein glückendes Leben gelingt.

Meine Erfahrungen der letzten zwei Jahre sind die, dass ich unglaublich motivierte junge Menschen und sehr dankbare Eltern kennengelernt habe. Nach den Strapazen einer Flucht ist es für Eltern, die vorher oft jahrelang die Kinder auf Grund des Krieges nicht mehr zur Schule geschickt haben, sehr, sehr beruhigend, wenn sie ihre Kinder in den deutschen Schulen in guter Obhut wissen.

Was mich umtreibt:

- Viel zu viele echauffieren sich über Mögliches und Unmögliches der Ankommenden,
- viel zu wenige reden mit den ankommenden Menschen!

Ich wünsche mir: „Reden Sie nicht über die Flüchtlinge, sondern mit Ihnen!“

Nur so lernen wir sie besser kennen.

Erfahrungsbericht einer Schülerin der Ludgerus-Schule Vechta

von *Bushra Bero (Schülerin)*

„Ich bin Bushra Bero, bin 15 Jahre alt und seit Weihnachten 2014 in Deutschland. Ich komme aus einer syrischen Kleinstadt, etwa so groß wie Vechta. Dort besuchte ich die Schule fünf Jahre. Dann nicht mehr, weil es immer Schießereien und Bomben von der Isis gab. Eines Tages sagte mein Vater: Wir gehen nach Deutschland, weil mein älterer Bruder und meine Schwester schon 14 Jahre in Deutschland leben.

Ein weiterer älterer Bruder, seine Frau, ein kleiner Bruder und ich sind zu Fuß über die Grenze in die Türkei gegangen. Wir waren einen Monat bei Verwandten in der Türkei. Dann sind wir mit dem Bus nach Istanbul gefahren. In Istanbul lebten wir mit mehreren Personen in einem kleinen Haus für etwa zwei Wochen.

Ein Mann, dem wir Geld bezahlen mussten, hat uns einen Weg gezeigt, wie wir nach Griechenland kommen. Wir waren eine Gruppe von ungefähr 30 Menschen. Wir haben 8000 EUR bezahlt. Zuerst sind wir zu Fuß gelaufen, dann mit einem Bus und dann mit einem sehr kleinen Boot über das Meer.

Dort kamen wir wieder in ein sehr kleines Haus, was sehr schmutzig war. Da lebten wir etwa zwei Monate. Dann, endlich, sind wir mit dem Flugzeug nach Deutschland. Dort hat uns mein älterer Bruder abgeholt. In Deutschland mussten wir dann noch in ein Heim.

Nach zwei Wochen hat uns das Jobcenter ein Haus in Calveslage gegeben. Dort leben wir mit zwei Familien. Am 3. Mai bin ich in die Klasse 8 in die Ludgerus-Schule in Vechta gekommen. Zuerst hatte ich in der Woche 16 Stunden Deutsch – oft allein mit meiner Lehrerin. Da habe ich schnell Deutsch gelernt und konnte viele Wörter immer wieder bei Frau Faber nachfragen. Frau Faber hat mir immer sehr geholfen – auch in den Pausen konnte ich Wörter nachfragen, die ich nicht verstanden habe.

Nach drei Monaten konnte ich fast alles in Deutsch verstehen, aber nicht alles sprechen. In der Schule erlebte ich Mitschüler, die sehr freundlich und hilfsbereit waren. Heute fühle ich mich in Vechta sehr sicher, es gibt keinen Krieg, und ich habe schon viele Freunde gefunden.

Jetzt bin ich in der Klasse 9, aber ich gehe zurück in die Klasse 8, weil mein Mathe und Englisch nicht so gut ist, weil ich in Syrien ja nur bis Klasse 5 in der Schule war. Mir fehlen ja drei Jahre Mathe und Englisch.

Ich möchte unbedingt den Realschulabschluss schaffen, und dann will ich Krankenschwester werden. Ich will nicht wieder nach Syrien, aber ich kann den Menschen aus meiner Heimat helfen, weil man mir ja auch geholfen hat.“

Ein Sohn der Golan-Höhen

von Stephan Honkomp (Gemeinde Steinfeld)

Wir befinden uns im Herbst 2015. Seit gut einem Jahr mehren sich bereits die Zuwanderungen von Flüchtlingen in Deutschland und damit auch in den Kommunen Süddenburs. Vielerorts gibt es bereits hilfsbereite Menschen, Organisationen und Vereine, die sich ehrenamtlich in die Flüchtlingsarbeit vor Ort aktiv einbringen.

Doch die Hilfe, die der Gemeinde Steinfeld im September 2015 angeboten wurde, war eine völlig neue. Zur Überbrückung von fehlenden Unterkünften stellte die Ev. Luth. Kirchengemeinde Steinfeld ihr leer stehendes Pfarrhaus zur vorübergehenden Nutzung als Unterkunft



zur Verfügung. Nach kurzer Zeit des Renovierens konnten bereits Anfang Oktober vierzehn überwiegend junge Männer aus Syrien das ehem. Pfarrhaus beziehen. Zwar schlief man zunächst zwei Wochen auf Feldbetten, bis entsprechende Einzelbetten geliefert wurden, doch man lebte sich schnell ein.

Bereits am Abend des 7. Oktober, einem Mittwoch, lud Pfarrer Jürgen Schwarz Nachbarn und Mitglieder der Kirchengemeinde zu einem Informationsabend ins evangelische Gemeindehaus ein, darunter auch Vertreter der Gemeinde Steinfeld mit Bürgermeisterin Manuela Honkomp an der Spitze. Es wurde eifrig diskutiert, viele Fragen wurden gestellt. Angesichts der Tatsache, dass nur Männer nach Steinfeld gekommen waren, war die markanteste Frage: „Warum kommen denn keine Familien oder Frauen?“ Einerseits, so Bürgermeisterin Manuela Honkomp, liege das an den hohen Geldern die von „Schiebern“ gefordert würden, andererseits wären Frauen und Kinder oft „unterwegs“ großen Gefahren ausgesetzt. Eine weitere Begründung lieferte später Gamal Abdel N., der mit seinem Sohn Medi A. N. (*1991) geflüchtet war. Beide waren über die Landesaufnahmebehörde Friedland nach Steinfeld gekommen.

Abdel M. war zehn Jahre alt, als er das erste Mal seine Heimat in den Golan Höhen verlassen musste. Nur wenige Kilometer östlich vom See Tiberias (auch Meer Galiläa oder See Genezareth) wurde er geboren. Im „Sechs-Tage-Krieg“ im Jahre 1967 (er war acht Jahre alt) bombardierte die israelische Luftwaffe seine Heimatstadt. Vater und Großvater starben im Bombenhagel. Damals lebten noch 29.400 Menschen in der Stadt, heute nur noch vier christliche Familien, sowie die Soldaten des dort stationierten UN-Sicherheitskontingents. Kein Haus blieb stehen mit Ausnahme der Kirche (Moschee). Nach dem Abzug der israelischen Truppen 1974 am Ende des Jom-Kippur-Krieges blieb die Stadt vollständig zerstört zurück. Quneitra ist heute eine vermintete Geisterstadt, die nur in Begleitung von syrischem Sicherheitspersonal oder von UN-Truppen besucht werden darf.

Fast zwei Jahre lebte die Familie N. in einem Streifen „Niemandland“ östlich der zerstörten Stadt, danach zog die Familie nach Damaskus, wo man 40 Jahre lebte und sich eine neue Existenz aufbaute. Bis 2011 zu Beginn des Bürgerkrieges, lief alles in ruhigen Bahnen. Dann begann der Horror. Ganze Stadtteile wurden von den Bürgerkriegsgegnern besetzt. Ob nun durch Regierungstruppen oder

zivile Oppositionsgruppen Familienoberhäupter wurden mit Waffen zur Zahlung von Lösegeldern gezwungen. Und Familie N. zahlte um zu überleben. Und man wusste nie, ob sich das wiederholen würde. So traf eine Rakete unbekannter Herkunft das Wohnhaus der Familie N. im Stadtteil Al Aswad. Dabei kamen Gamals Mutter und Ehefrau ums Leben kamen. Seine verheirateten zwei Töchter waren übrigens in Damaskus geblieben. Der Ehemann der ältesten Tochter (ein staatlicher Beamter) ist seit fast drei Jahren verschollen, die Familie befürchtet das Schlimmste.

Gamal Abdel und Sohn Medi flüchteten nach Damaskus. Doch bald fühlten sie sich hier auch nicht mehr sicher. Und als „Sohn aus den Golan Höhen“ flüchtete er nachts mit seinem Sohn zunächst zurück in die Gegend seines Geburtstortes am See Tiberias. Für Gamal Abdel und Sohn Medi begann eine lange gefährliche Odyssee durch sein an allen Stellen im Bürgerkrieg befindliches Heimatland. Aber auch hier in der Nähe der Golan Höhen war man nicht sicher. Überall Terror – man wusste nicht welche Bürgerkriegspartei gerade die Oberhand hatte. Die weitere Flucht verlief in etwa parallel zur syrisch-jordanisch-irakischen Staatsgrenze nach Norden. Oftmals wurden die Flüchtenden – unter ihnen auch Kinder – beschossen, mal von den zivilen Milizen, von der eigenen Armee oder gar zum Schluss von den IS-Truppen. So bot die 300.000 Einwohner Metropole Deir-ez-Zor, die am Euphrat gelegen ist, nur für kurze Zeit einen stets gefährdeten Unterschlupf. Eine gefährliche Zeit, sind doch seit Bürgerkriegsbeginn bis heute Teile dieser Stadt hart umkämpft und vom IS besetzt. Die mühsame Odyssee ging weiter Richtung Türkei. Über die unter Beschuss liegende die Millionenstadt Aleppo gelangten die Flüchtenden nach langen Märschen endlich nach Norden in sichere Gefilde nahe einer türkischen Kleinstadt namens Islahiye, wo man in einem Flüchtlingslager „Luft holen konnte“.

Seit gut einem halben Jahr ist Gamal nun mit seinem Sohn in Deutschland. Schaut man sich gemeinsam mit ihm aktuelle Bilder seiner Heimat oder seiner Geburtsstadt an: Ein leerer in sich gekehrter Blick und viel Stille – lesbare Gedanken. Das Leben geht aber auch für Gamals und seinen Sohn Medi weiter. So zeigt er stolz die Bilder seiner lachenden fünf Enkelkinder, denen hoffentlich ein ähnliches Schicksal erspart bleibt.

Anmerkungen zum Aufsatz „Ein Sohn der Golan-Höhen“:

1. Die syrischen Namen sind auf Wunsch der Beteiligten frei erfunden. Die angegebenen Orte wurden bis auf wenige Ausnahmen aus Sicherheitsgründen abgeändert. Die Betroffenen fürchten sich immer noch vor Gewalt und Terror bzw. sie befürchten schlimme Auswirkungen auf ihre Familien.
2. Der Titel dieses Berichts stammt von Gamal selbst.

Werner Klohn

Wandel der landwirtschaftlichen Bodennutzung in den Gemeinden des Landkreises Cloppenburg

Zielsetzung, methodisches Vorgehen

Nachdem im vorigen Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland (2016) der Wandel der landwirtschaftlichen Bodennutzung in den Gemeinden des Landkreises Vechta dargestellt wurde, soll nun in gleicher Weise die Betrachtung für den Landkreis Cloppenburg erfolgen. Das methodische Vorgehen wird hier nur verkürzt wiederholt, da es im letzten Jahr ausführlicher dargestellt wurde.

Ziel ist es, eingetretene Bodennutzungsveränderungen kleinräumig anhand konkreter Raumausschnitte mittels Bodennutzungskartierungen sichtbar zu machen. Für den zeitlichen Vergleich „früher – heute“ wird auf ältere Erhebungen zurückgegriffen, die in den Jahren 1987/1988 im Rahmen eines Projektes der Regionalforschung (Projektleiter: Prof. Dr. Windhorst) erhoben wurden (Bearbeiter: Anne Pellenwessel, Paul Krohn). Diese Kartierungen liegen im Institut für Struktur- und Planung in agrarischen Intensivgebieten (ISPA) der Universität Vechta vor und bieten die Möglichkeit, Vergleiche mit aktuellen Kartierungen vorzunehmen und Änderungen in der Bodennutzung zu visualisieren.

So wurden für die einzelnen Gemeinden aus der amtlichen Statistik (1987 und 2010, dies ist die jüngste verfügbare Erhebung) sowie aus den Kartierungen von 1987/88 charakteristische Strukturen oder markante Veränderungen ermittelt, und dann sechs Raumausschnitte für Vergleichskartierungen ausgewählt. Diese Vergleichskartierungen wurden im Juni 2015 durchgeführt. Der Kartierpraxis von 1987/88 folgend, werden auch in den Kartendarstellungen von 2015 nur Nut-

zungsgruppen dargestellt, beispielsweise werden das Getreide sowie die Sonderkulturen nicht weiter differenziert. Besonderheiten (z.B. auffällige Beobachtungen) werden jedoch im Text erwähnt.

Zur Einordnung der kartierten Nutzungen in die naturräumlichen Bedingungen wurde auf die Darstellungen der Geographischen Landesaufnahme (Meisel 1959, 1962) zurückgegriffen, die den Zustand bzw. das Nutzungspotenzial der damaligen Zeit darstellen. Diese Angaben werden ergänzt durch Bodenwerte, die vom Katasteramt Cloppenburg (Landesamt für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen) zur Verfügung gestellt wurden. Durch die Hinzunahme dieser Informationen kann eine Abschätzung erfolgen, inwieweit die heutige Bodennutzung noch den naturräumlichen Bedingungen folgt oder inwieweit sie sich vom ursprünglichen Potenzial gelöst hat.

Entwicklung der Grünland- und Maisflächen

Die zwei augenfälligsten Veränderungen der landwirtschaftlichen Bodennutzung liegen durchgängig, d.h. alle Gemeinden betreffend, in der Verringerung der Grünland- und der Ausweitung der Maisflächen.

Insbesondere die durch große Moorgebiete gekennzeichneten Gemeinden Saterland, Barßel und Bösel im Nordkreis verfügten noch in den 1980er-Jahren über die höchsten Grünlandanteile der Gemeinden im Landkreis Cloppenburg (Abb. 1). Seither hat sich der Grünlandanteil an der landwirtschaftlich genutzten Fläche generell sehr stark verringert.

Im Vergleich von 1987 und 2010 waren die Grünlandrückgänge besonders gravierend in Garrel (-78%), Bösel (-74%) und Cappeln (-73%), am geringsten in der Gemeinde Saterland (-54%). Die unterschiedlichen Ausgangswerte in Abb. 1 können zu Fehleinschätzungen führen. So darf der flache Verlauf der Kurve für Emstek nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich dort zwischen 1987 und 2010 die Grünlandfläche um 60% verringert hat, von 13,1% der landwirtschaftlich genutzten Fläche (LF) auf nunmehr 6,3%. Da die Datenlage es zulässt, sind in Abb. 1 bereits die Werte ab 1979 eingetragen. Damit wird deutlich, dass der Grünlandverlust bereits früher eingesetzt hat, als in diesem zeitlichen Vergleich dargestellt wird.

Für die Maisflächen sind verlässliche Daten auf Gemeindeebene erst ab 1987 verfügbar. Auch hier zeigen sich sehr unterschiedliche Niveaus für die Gemeinden (Abb. 2). Schon damals nahm der Maisanbau

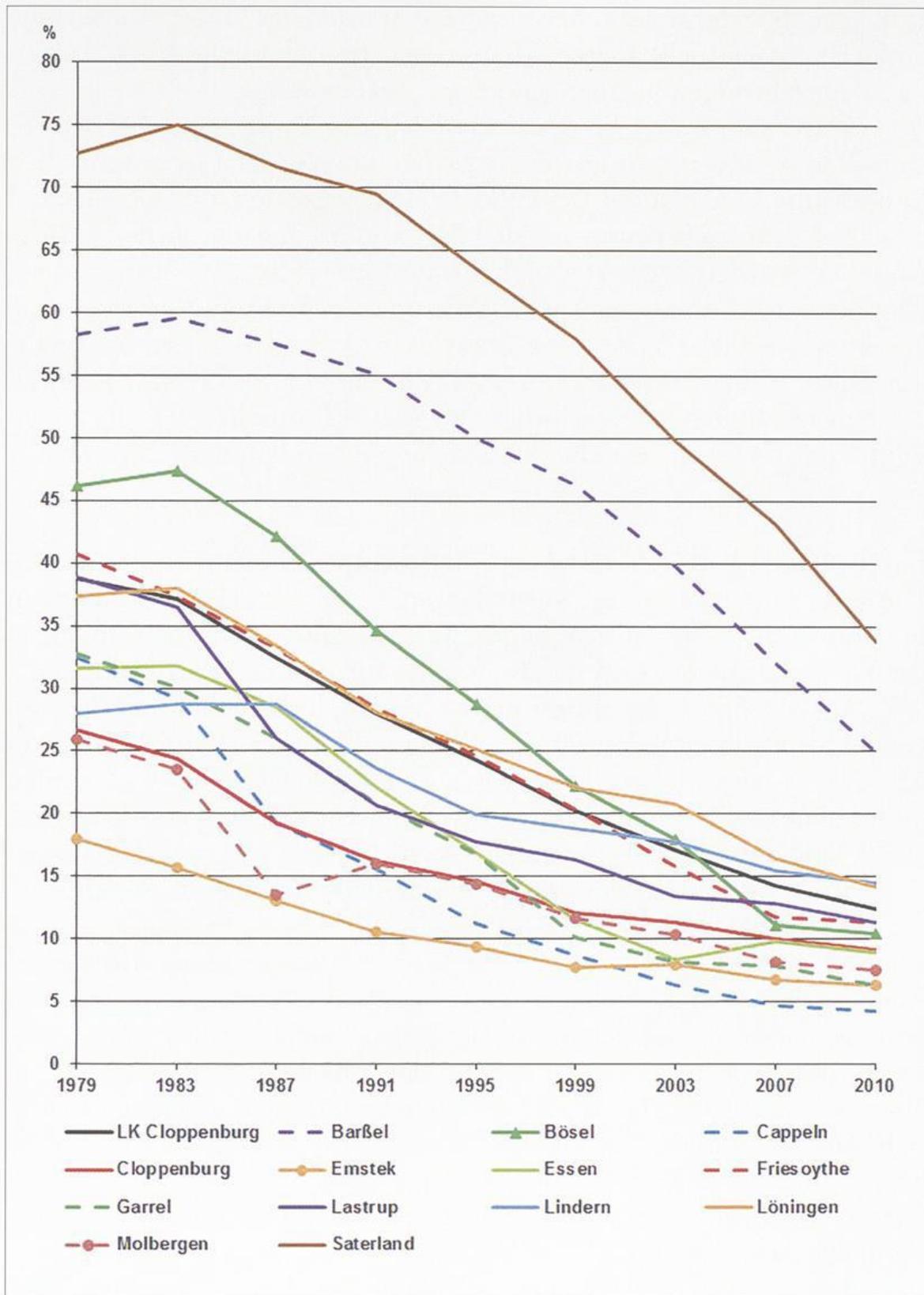


Abb. 1: Grünlandanteil an der LF in den Gemeinden des Landkreises Cloppenburg (1979-2010)
Quelle: Amtliche Statistik

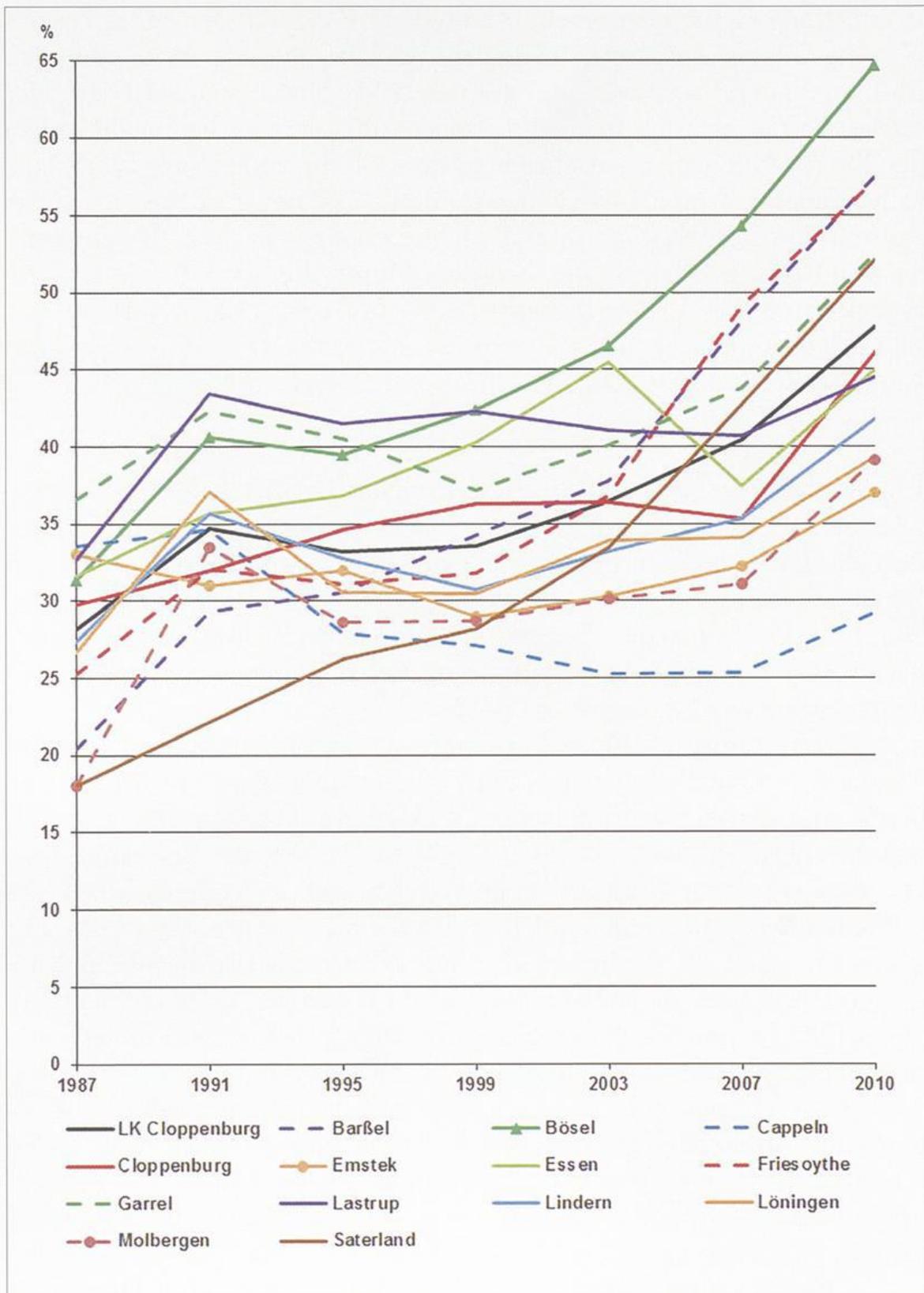


Abb. 2: Maisanteil an der LF in den Gemeinden des Landkreises Cloppenburg (1987-2010)
Quelle: Amtliche Statistik

in einzelnen Gemeinden über 30% an der LF ein. An der Spitze lag mit 37% die Gemeinde Garrel, die niedrigsten Werte wiesen die Gemeinden Molbergen und Saterland mit jeweils 18% Maisanteil an der LF auf. Der starke Anstieg in allen Gemeinden nach 2007 ist zu erheblichen Teilen der Biogas-Nutzung zuzuschreiben, denn dafür eignet sich Maissilage in besonderer Weise. Leider liegen noch keine neueren Werte aus der Agrarstrukturerhebung vor, aber sicherlich sind die Maisflächen auch nach 2010 nochmals erweitert worden. Durch die mittlerweile erfolgte Novellierung des Erneuerbaren Energie Gesetzes (EEG) verlangsamt sich der weitere Ausbau der Biogas-Erzeugung sehr stark, sodass wohl keine weitere Expansion der Maisfläche zu erwarten ist.

Das Schwarze Moor bei Achterhörn (Stadt Friesoythe)

Die Kartenausschnitte 3 und 4 zeigen Ausschnitte aus dem westlichsten Bereich der Gemeinde Friesoythe, unmittelbar nördlich des kartierten Bereiches verläuft der Küstenkanal, unmittelbar westlich ist die Grenze zum Landkreis Emsland. Durch das Zentrum des Blattes zieht von links nach rechts die K 309 (Achterhörner Straße), im Süden ist noch der nördliche Bereich von Neulorup erkennbar.

Naturräumlich handelt es sich um einen Ausschnitt aus den Esterweger Geestinseln, ein „Durchdringungsgebiet von Moor und Geest und damit mannigfaltiger Wechsel von Geestinseln, Talsandplatten und Flachmooren“ (Meisel 1959, S. 32). Wie die Bezeichnungen „Feddenbergsmoor“ im nördlichen Bereich und „Schwarzes Moor“ im südlichen Bereich zeigen, handelt es sich beim Kartenausschnitt um sehr grundwassernahe Bereiche, die als Nieder- und teilweise als Hochmoore ausgebildet waren, in Teilen jedoch schon frühzeitig kultiviert wurden. Die schnurgerade gezogenen Entwässerungsgräben zeigen die erfolgte planmäßige Entwässerung (und auch ihre Notwendigkeit) an.

Es ist ein sehr eben ausgeprägtes Gelände, das am nördlichen Kartenrand, im Bereich der Ohe, etwa 6-7 m ü. NN aufweist, nach Süden hin allmählich ansteigt und bei Achterhörn knapp 8 m ü. NN erreicht und schließlich am südlichen Kartenrand (Ortslage Neulorup) Höhen bis 11 m ü. NN aufweist.

Die Bodennutzung im Jahr 1988 (Abb. 3) zeigt eine Dominanz des Getreideanbaus, auch auf Flächen, die den Flurbezeichnungen nach („Schwarzes Moor“, „Feddenbergsmoor“) eher eine Grünlandnutzung

erwarten ließen. Etliche dieser Flächen sind jedoch durch Tiefpflugkultur ackerfähig gemacht worden, sodass die Bodenwertzahlen als Acker-/Grünlandzahlen ausgewiesen sind, also beide Nutzungen möglich sind. Ganz im Norden, an der Schleife der Ohe handelt es sich um Moorboden mit der Bodenwertzahl 26, im „Schwarzen Moor“ ist der Boden als Sand und Moor gekennzeichnet, mit Acker-/Grünlandzahlen von zumeist 28-29. Neben dem Getreide sind auch Hackfrüchte und Ackerhülsenfrüchte sowie Futterpflanzen anzutreffen, nur zwei sehr kleine Parzellen tragen Raps. Diese Bodennutzung zeigt große Übereinstimmung mit den Werten in der Statistik. So hatte die Stadtgemeinde Friesoythe im Jahr 1987 mit 55,9% Anteil an der Ackerfläche hinter Molbergen und Lindern den dritthöchsten Getreideanteil aller Gemeinden, im Jahr 2010 hatte sich der Anteil auf unter 25% halbiert. Dafür war der Maisanteil im selben Zeitraum von gut 25% auf mehr als 57% angestiegen. Dies zeigt sich in der Kartierung 2015 (Abb. 4) sehr deutlich: Der Maisanbau hat sich zu Lasten von Grünland- und Getreideflächen ausgeweitet. Für seine starke Expansion in diesem Gebiet sind auch mehrere Biogasanlagen ursächlich, von denen einzelne im Kartenblatt erkennbar sind, weitere befinden sich in der näheren Umgebung. Auffällig ist, dass außerdem Hackfrüchte (im Kartenausschnitt ausschließlich Kartoffeln) recht stark verbreitet sind und auf sieben Parzellen Möhren angebaut werden.

Das Schwarze Moor bei Bösel-Glaßdorf

Auch unmittelbar südöstlich von Bösel, bei Glaßdorf, gibt es ein sog. „Schwarzes Moor“. Damit bietet sich die Gelegenheit, die dortige Bodennutzung ebenfalls zu betrachten und dabei eventuelle Gemeinsamkeiten mit dem Schwarzen Moor bei Achterhörn herauszuarbeiten. Administrativ ist der Kartenausschnitt der beiden Kartierungen (Abb. 5 und 6) geteilt. In der äußersten nordöstlichen Ecke sind noch Häuser der Siedlung Bösel-Südkamp zu erkennen. Der zur Gemeinde Bösel gehörige Teil liegt nördlich der annähernd diagonal von Südost nach Nordwest durch das Kartenblatt verlaufenden Straße, der südlich davon liegende Teil gehört zur Stadtgemeinde Friesoythe.

Naturräumlich gesehen ist der nordwestliche Teil zu den Esterweger Geestinseln zugehörig, die bereits am Beispiel des Schwarzen Moores bei Achterhörn beschrieben wurden. Im südöstlichen Teil erfolgt der Übergang zu den Garreler Talsandplatten, die ein „fast



Abb. 3: Bodennutzung im Schwarzen Moor bei Achterhörn (Stadt Friesoythe) 1988
Quelle: ISPA-Archiv, Kartierung: A. Pellenwessel, P. Krohn



Abb. 4: Bodennutzung im Schwarzen Moor bei Achterhörn (Stadt Friesoythe) 2015
Quelle: eigene Kartierung



Abb. 5: Bodennutzung im Schwarzen Moor bei Bösel-Glaßdorf 1988
Quelle: ISPA-Archiv, Kartierung: A. Pellenwessel, P. Krohn



Abb. 6: Bodennutzung im Schwarzen Moor bei Bösel-Glaßdorf 2015
Quelle: eigene Kartierung

ebenes, grundwassernahes Talsandgebiet“ (Meisel 1962, S. 8) darstellen. Dementsprechend sind auch kaum Höhenunterschiede zu erkennen. Am südlichen Rand des Kartenblattes werden etwa 18 m ü. NN erreicht, im Zentrum des Kartenblattes liegt die Höhenlage bei etwa 15-16 m ü. NN, am nördlichen Rand des Ausschnittes bei 15 m ü. NN. Lediglich in der nordwestlichen Ecke der Kartierung liegen die Flächen mit 14 m ü. NN noch geringfügig niedriger.

Wie die Bezeichnungen „Schwarzes Moor“ für den größten Teil des Kartenausschnittes und westlich davon anschließend „Thüler Moor“ zeigen, handelt es sich um sehr grundwassernahe Bereiche, die als Niedermoore ausgebildet waren. Auch hier zeigen die schnurgerade gezogenen Entwässerungsgräben die erfolgte planmäßige Entwässerung an.

Die Kartierung 1988 (Abb. 5) zeigt noch etliche Grünlandflächen, die sich sehr schön mit den Bodenverhältnissen erklären lassen. So sind die Böden in der äußersten nordwestlichen Ecke und nördlich von Glasdorf überwiegend als Sand und Moorböden mit Acker-/Grünlandzahlen von 32-34 ausgewiesen. Die Flächen am westlichen Kartenrand, beispielsweise die Getreidefläche im Bereich der Straßen Querdamm und Am Haferberg, sind dagegen als Sandboden mit Acker-/Grünlandzahlen von 26 gekennzeichnet. Ähnlich verhält es sich im südöstlichen Teil der Kartierung mit einer Konzentration von Maisflächen, wo Tiefpflugkultur angewendet wurde und ebenfalls Sandböden mit Acker-/Grünlandzahlen von 29 vorherrschen. Der geringere Getreideanteil im Bereich der Gemeinde Bösel (nördlich der diagonal verlaufenden Straße) entspricht den Werten in der Statistik, hatte die Gemeinde bezogen auf die Ackerfläche doch schon 1987 nach dem Saterland und Barßel den drittgeringsten Getreideanteil, aber mit gut 31% Maisanteil an der LF schon einen recht hohen Maisanteil (Abb. 2). Andererseits lag 1987 der Grünlandanteil noch über 40% an der LF, was in der Kartierung noch recht deutlich erkennbar ist. Der ebenfalls ersichtliche höhere Getreideanteil für den Bereich der Stadtgemeinde Friesoythe südlich der Straße entspricht den Beobachtungen, wie sie bereits für das Schwarze Moor bei Achterhörn erläutert wurden.

Die Kartierung für das Jahr 2015 zeigt einen starken Rückgang des Grünlandes und eine Dominanz von Mais- und Getreideflächen. Auch dies bestätigt die Werte der Agrarstatistik, hatte doch die Gemeinde Bösel im Jahr 2010 den höchsten Maisanteil aller Gemeinden

im Landkreis Cloppenburg (Abb. 2) und einen stark gesunkenen Grünlandanteil (Abb. 1).

Das Lether Feld (Gemeinde Garrel)

Der Kartenausschnitt Lether Feld (Abb. 7 und 8) schließt unmittelbar östlich an das Siedlungsgebiet von Garrel an und gehört naturräumlich zum Bereich der Garreler Talsandplatten, die ein „fast ebenes, grundwassernahes Talsand-Gebiet“ darstellen, das von zahlreichen, kleinen, meist flachmoorerfüllten Rinnen und Niederungen durchzogen ist (Meisel 1959, S. 33). Im Kartenausschnitt zeigt sich dies am Gewässerzug der Vehne, die tiefer gelegene, grundwassernahe Standorte andeutet. Westlich, knapp außerhalb des Kartenausschnittes, verläuft die Große Aue, die ebenfalls von Südost nach Nordwest entwässert. Die Ebenheit des Gebietes drückt sich auch in den Höhenlagen aus. Am unteren Kartenrand werden etwa 21 m ü. NN erreicht, kaum merklich fällt das Gelände nach Norden ab und erreicht im Zentrum des Kartenausschnittes um 20 m ü. NN und schließlich gut 18 m ü. NN am nördlichen Kartenrand. Es handelt sich überwiegend um Sandböden mit insgesamt sehr geringen Ackerbodenzahlen, die im Wesentlichen Werte von 23 bis 25 erreichen. Einzelne Flächen wurden erst im Jahr 1982 einer Tiefpflugbehandlung unterzogen.

Die Gemeinde Garrel hatte im Jahr 1987 mit nahezu 37% den höchsten Maisanteil an der LF aller Gemeinden des Landkreises Cloppenburg (Abb. 2), der Grünlandanteil betrug nur noch 26% (Abb. 1). Durch den hohen Maisanteil bedingt wies Garrel nur verhältnismäßig geringe Getreideanteile auf dem Ackerland auf, durch die geringen Bodenwertzahlen lag der Schwerpunkt des Getreideanbaus auf Roggen und Gerste, Weizen wurde kaum angebaut (nur auf 0,4% des Ackerlandes). Diese Verhältnisse zeigen sich auch im Kartenausschnitt (Abb. 7). Es dominiert der Mais, insbesondere in hofnahen Lagen sind noch Grünlandflächen vorhanden, kleinere Anteile werden von Ackerhülsenfrüchten und Futterpflanzen eingenommen.

Im Jahr 2015 (Abb. 8) wird die Landnutzung von Mais und Getreide dominiert, das Grünland ist nahezu verschwunden. Insbesondere der Grünlandverlust ist auch in der amtlichen Statistik gut nachzuvollziehen, so hatte Garrel im Jahr 2010 mit nur noch 6,3% Grünlandanteil an der LF zusammen mit Emstek nach der Gemeinde Cappeln den



Abb. 7: Bodennutzung im Bereich Garrel – Lether Feld 1988

Quelle: ISPA-Archiv, Kartierung: A. Pellenwessel, P. Krohn



Abb. 8: Bodennutzung im Bereich Garrel – Lether Feld 2015

Quelle: eigene Kartierung

zweitniedrigsten Wert aller Gemeinden im Landkreis Cloppenburg zu verzeichnen. Innerhalb des Getreideanbaus hat sich in Garrel der Weizenanteil zwar erhöht (im Jahr 2010 auf knapp 10% der Ackerfläche), doch konnten auch 2015 im kartierten Gebiet relativ wenige Weizenflächen gefunden werden, es dominieren nach wie vor Roggen und Gerste. Daneben finden sich noch kleinere Flächen mit Raps und Hackfrüchten (Kartoffeln).

Die Sandgeest bei Peheim (Gemeinde Molbergen)

Das Kartiergebiet liegt nordöstlich von Peheim, zur Orientierung kann die L 831 (Markhauser Straße) dienen, die von Nord nach Süd durch den Kartenausschnitt verläuft und Peheim (südlich knapp außerhalb des Kartenrandes) und Neumarkhausen (etwas nördlich des Kartenausschnittes) miteinander verbindet. Es gehört naturräumlich zum Loru-pper Geestrücken, ein „vorwiegend sandiges Grundmoränengebiet, das stellenweise von ausgedehnten Dünenfeldern überlagert ist“ (Meisel 1959, S. 24). Diese Dünenfelder sind in der nordöstlichen Ecke der Kartierung („Peheimer Sand“) gut erkennbar, sie wurden überwiegend schon vor längerer Zeit mit Kiefern aufgeforstet. Am äußersten rechten Kartenrand ist im Kartenvergleich aber ebenfalls erkennbar, dass kleinere Flächen noch in jüngerer Zeit aufgeforstet wurden. Auch wo keine Dünenauflage vorliegt, handelt es sich um sandige Grundmoränen, sodass fast das gesamte Gebiet durch Sandböden mit sehr geringen Ackerbodenzahlen gekennzeichnet ist, die beispielsweise am rechten Kartenrand unmittelbar südlich des Waldgebietes „Peheimer Sand“ bei nur 22 liegen, und auch im Bereich der Raiffeisenstraße im westlichen Bereich der Kartierung nur auf etwa 26 ansteigen.

Bezüglich der Höhenlagen weist dieses Gebiet ein etwas unruhigeres Relief auf als in den bislang betrachteten Kartenbeispielen. Etwa im Zentrum der Kartierung, bei der „Tempelshöhe“ werden 35 m ü. NN erreicht, darum herum fällt das Gelände ab und erreicht am südlichen Kartenrand etwa 32 m ü. NN, ganz im Norden der Kartierung (an der Grenzstraße) 31 m ü. NN oder weniger. Südöstlich der Flurbezeichnung „Hohes Feld“ werden jedoch stellenweise wieder Höhenlagen von mehr als 35 m ü. NN erreicht.

Die Kartierung von 1988 zeigt eine Dominanz des Getreideanbaus, die auch aus der Statistik ablesbar ist. So verfügte die Gemeinde



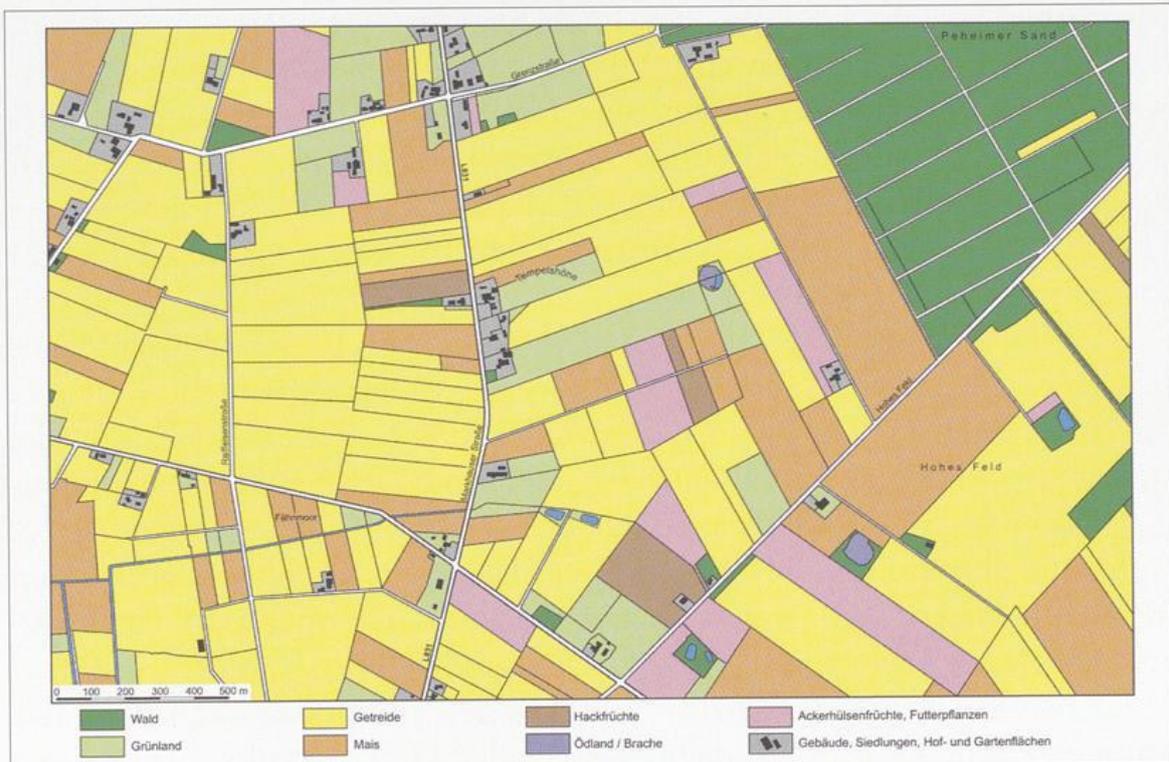


Abb. 9: Bodennutzung bei Peheim 1988

Quelle: ISPA-Archiv, Kartierung: A. Pellenwessel, P. Krohn



Abb. 10: Bodennutzung bei Peheim 2015

Quelle: eigene Kartierung

Molbergen im Jahr 1987 über den höchsten Getreideanteil aller Gemeinden im Landkreis Cloppenburg. Von der Ackerfläche waren damals nahezu 61% mit Getreide bestanden, aber nur 1% mit Weizen, dagegen 29% mit Gerste, 21% mit Roggen und 10% mit Hafer, also mit sehr anspruchslosen Getreidearten. Auch die in der Kartierung von 1988 ausgewiesenen Hackfrüchte (wohl zumeist Kartoffeln) sind für leichte Sandböden nicht ungewöhnlich.

Eine Besonderheit stellen die für 1988 kartierten Ackerhülsenfrüchte dar (Futterpflanzen treten nur auf zwei sehr kleinen Parzellen auf). Es dürfte sich dabei überwiegend um Ackerbohnen gehandelt haben, die sich aufgrund damaliger EG-Fördermaßnahmen im Landkreis Cloppenburg von 9 ha im Jahr 1983 auf 1.321 ha im Jahr 1987 ausgeweitet hatten. Aufgrund absinkender Erzeugerpreise, Schwierigkeiten beim Verkauf an Mischfutterhersteller u.a.m. reduzierte sich die Anbaufläche in der Folgezeit jedoch auch sehr rasch wieder („Die Landwirtschaft“ 1992, S. 396).

Die Kartierung von 2015 zeigt, dass der Maisanbau zwar an Fläche hinzugewonnen hat, doch nach wie vor der Getreideanbau überwiegt, wobei Roggen und Gerste dominieren, Weizen tritt nur vereinzelt auf. Die beiden mit Erbsen bestandenen Parzellen dürften den neueren Regelungen der EU-Agrarpolitik geschuldet sein. Wenn Landwirte EU-Direktzahlungen beantragen, müssen sie gemäß der Direktzahlungen-Durchführungsverordnung im Rahmen des so genannten Greening ökologische Auflagen erfüllen. Dazu zählen beispielsweise die Bereitstellung von mindestens fünf Prozent Ökologischer Vorrangflächen (ÖVF) auf der Ackerfläche sowie die Fruchtartendiversifizierung. Auf diesen ökologischen Vorrangflächen dürfen nur bestimmte, zugelassene Pflanzen angebaut werden. Dazu gehören auch stickstoffbindende Pflanzen wie Erbsen oder Ackerbohnen. Zur Förderung der Anbaufläche von Ackerbohnen und Erbsen dient auch die im Jahr 2012 veröffentlichte Eiweißpflanzenstrategie des Bundeslandwirtschaftsministeriums. Ziel dieser Strategie ist es, den Leguminosenanbau in Deutschland zu fördern und die Anbaufläche auszudehnen. Neben ökologischen Vorteilen (z.B. Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit) soll damit auch die Abhängigkeit von Eiweißimporten (z.B. Soja) zu Futterzwecken verringert werden (BMELV 2012). Somit spiegeln beide Kartierungen auch agrarpolitische Einflüsse wider.

Die Südradde bei Benstrup

Die Kartenausschnitte 11 und 12 zeigen den Bereich nördlich von Benstrup, wobei die diagonal durch das Blatt verlaufende Südradde die Grenze bildet zwischen den Gemeinden Lindern im Norden und Löningen im Süden. Am rechten Kartenrand (Flurbezeichnung „Hohe Darg“) ragt noch ein kleiner Zipfel der Gemeinde Lastrup in das Kartenblatt hinein.

Naturräumlich handelt es sich nördlich der Südradde um einen Ausschnitt der Sögel-Lindener Geest, deren südliche Begrenzung das Tal der Südradde bildet, und dem Lastruper Geestrücken südlich des Flusses. Die Sögel-Lindener Geest besteht überwiegend aus hügeligen Grundmoränenrücken „mit wechselnd sandigen und lehmigen, meist frischen bis staufeuchten Böden“ (Meisel 1959, S. 24). Vielfach handelt es sich um alte Eschböden. Diese Grundmoränenlandschaft wird durch mehrere stark versumpfte Niederungen durchzogen, die als Flachmoore ausgebildet sind und von Meisel (1959, S. 25) als „mäßig ertragreiches Grünland“ charakterisiert wurden. Hierzu gehört auch das Tal der Südradde. Der sich südlich anschließende Lastruper Geestrücken gilt als altes Siedlungsgebiet und stellt mit seinen sandig-lehmigen Böden gute Ackerstandorte dar (Meisel 1959, S. 28).

Auch bezüglich der Höhenlage sind deutliche Unterschiede zwischen dem Tal der Südradde und den Geestrücken auszumachen. Der Wasserzug selbst verläuft etwas unterhalb von 25 m ü. NN, das Gelände steigt beiderseits rasch auf 30-32 m ü. NN an. Mit diesen Höhenlagen variieren auch die Böden. So besteht der „Nordesch“ von Benstrup aus sandigem Lehm mit einer Ackerwertzahl von etwa 40, der nördlich anschließende Flurteil „Achtermoor“ besteht aus sandigem Moor, der eigentliche Talbereich der Südradde aus Moorboden.

Dieser Übergang von den feuchten, moorigen Bedingungen der Südradde mit Grünland hin zu den höher gelegenen sandigen Standorten im Norden und Süden mit Ackernutzung ist in beiden Karten schön zu erkennen. Der Flurname „Nordesch“ unmittelbar nördlich von Benstrup zeigt die ursprüngliche Verbindung der alten Haufendörfer mit den Ackerflächen. Zahlreiche Flurnamen in Bereich der Südradde weisen auf die feuchten Standortverhältnisse hin („Achtermoor“, „Förmoor“) bzw. auf die traditionelle Nutzung als Grünland („Benstruper Wiesen“, „Garener Wiesen“).

Dieses Nutzungsmuster zeigt sich auch im Jahr 1987. Der Talbereich wird fast ausschließlich als Dauergrünland genutzt. Die höher



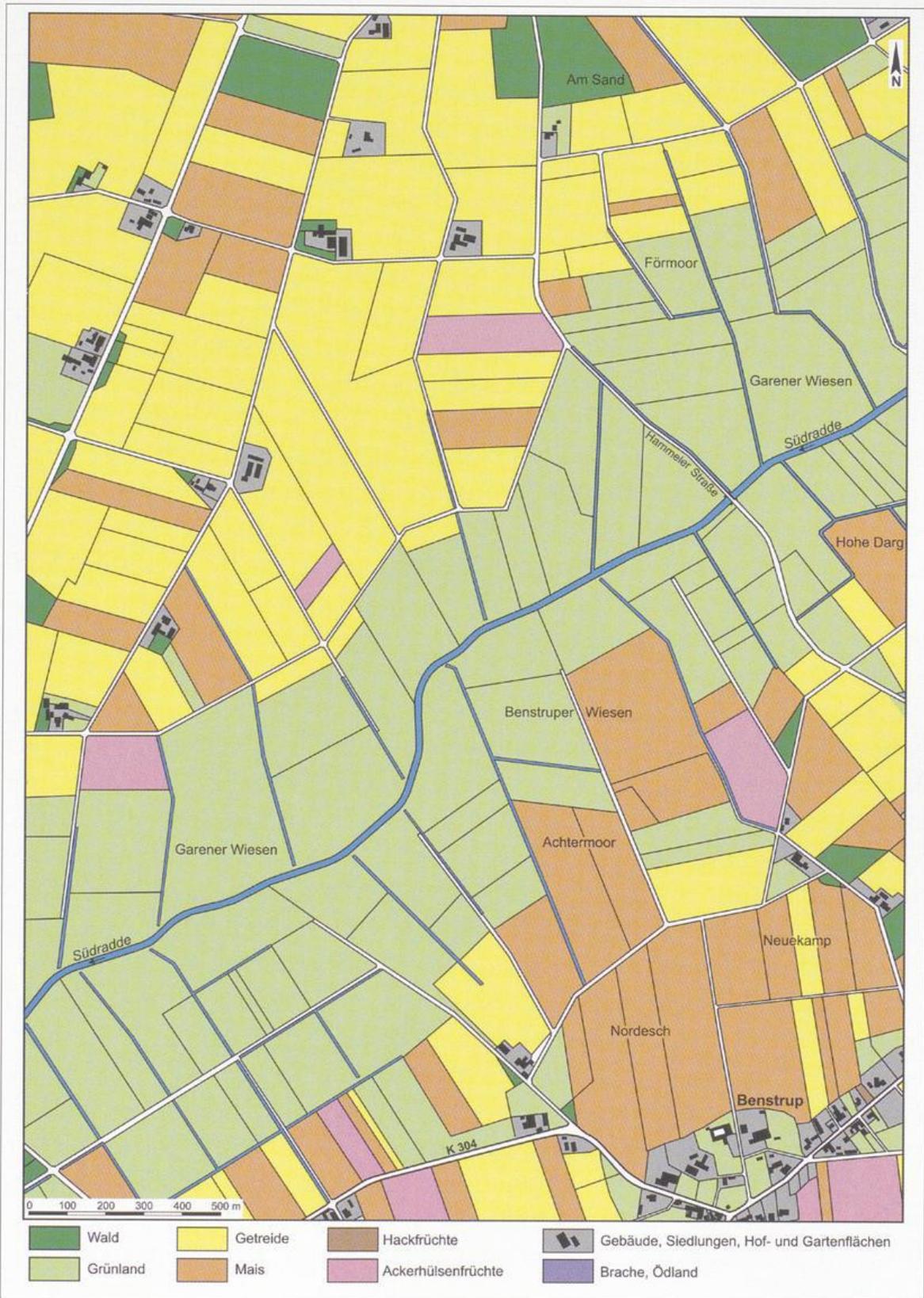


Abb. 11: Bodennutzung an der Südradde bei Benstrup 1987

Quelle: ISPA-Archiv, Kartierung: A. Pellenwessel, P. Krohn



Abb. 12: Bodennutzung an der Südradde bei Benstrup 2015

Quelle: eigene Kartierung

gelegenen Flächen der Geest werden ganz überwiegend ackerbaulich genutzt, lediglich in Hofnähe finden sich kleine Grünlandflächen (Weiden). Auffällig ist, dass südlich der Südradde höhere Maisanteile zu verzeichnen sind, wohingegen nördlich von ihr die Getreideflächen überwiegen, was an den dort deutlich schlechteren Böden liegt. So weisen Getreideflächen im nördlichen zentralen Bereich der Kartierung nur Ackerwertzahlen von etwa 29 auf, und liegen damit erheblich unter den Werten für den „Nordes“ in Benstrup.

Auch im Jahr 2015 ist der Talbereich nach wie vor durch Dauergrünland gekennzeichnet. Neben der wirtschaftlichen Nutzung als Weide oder Mähwiese durch Landwirte kommt im Talbereich noch eine besondere Funktion für den Naturschutz hinzu. Da das Gebiet eine besondere Bedeutung als Brut- und Rastgebiet für gefährdete Wiesenvögel hat, wurde es als EU-Vogelschutzgebiet ausgewiesen. Einige Grünlandflächen befinden sich im Eigentum des Landkreises Cloppenburg, der auf ihnen auch mehrere Blänken angelegt hat, die im Kartenblatt gut erkennbar sind. Diese kreiseigenen Flächen werden mit spezifischen Bewirtschaftungsauflagen an Landwirte zur Nutzung verpachtet. Dabei steht der Schutz der Wiesenvögel im Vordergrund. Aber auch auf Flächen im Privateigentum werden in Kooperation mit den Landwirten Maßnahmen zum Gelege- und Kükenschutz durchgeführt, wobei die Landwirte für gerettete Gelege Prämien erhalten.

Die Ackerflächen haben sich im Vergleich zu 1987 flusswärts etwas ausgeweitet, auf ihnen hat der Maisanteil zugenommen. Auffällig sind die Zunahmen bei Hackfrüchten (Kartoffeln) und beim Raps. In der äußersten nordwestlichen Ecke des Kartenausschnittes erfolgt ein Übergang zu Dünengebieten, die mit Kiefern aufgeforstet wurden. Auf diesem sehr sandigen Boden tritt als neue Anbaufrucht eine Spargelfläche auf. Die südlich der Radde befindliche Blühwiese ist eine im Privatbesitz eines Landwirtes befindliche Ackerfläche, die mit einer Mischung von verschiedenen Pflanzen (u.a. Phacelia) bestanden ist. Sie stellt eine Agrarumweltmaßnahme dar, bei der Landwirte für die Anlage von strukturreichen Blühstreifen oder Blühflächen Prämienzahlungen erhalten.

Das Sonderkulturgebiet nördlich von Schwichteler

Die Abbildungen 13 und 14 zeigen den Grenzbereich der beiden Gemeinden Emstek und Cappeln, unmittelbar westlich der Autobahn A 1 und nördlich von Schwichteler. Das südliche Drittel des Kartenausschnittes und der Bereich westlich des Waldgebietes am Bührener Bruchbach gehört zu Cappeln, der andere Bereich der Karte ist Teil der Gemeinde Emstek.

Der kartierte Bereich gehört naturräumlich zur Cloppenburg-Lehm-Geest. Dies ist ein schwach welliges „Grundmoränengebiet, dessen vorwiegend lehmige (Geschiebelehm) Böden (gleichartige Braunerden) meist von einer dünnen Flott- oder Flugsandschicht überlagert und durch Stau von Oberflächenwasser in schwerdurchlässigem Untergrund (Geschiebelehm) frisch bis feucht“ sind (Meisel 1959, S. 27).

Das Gelände fällt von Nord nach Süd etwas ab, am oberen Kartenrand werden etwa 49 m ü. NN erreicht, am Drantumer Weg in der „Bührener Mark“ und am westlichen Kartenrand bis 45 m ü. NN und am unteren Kartenrand weniger als 40 m ü. NN. Der Bührener Bruchbach ist in die Geestplatte eingeschnitten und liegt im südlichen Bereich bei etwa 37 m ü. NN.

Die Kartierung von 1987 (Abb. 13) zeigt eine vielfältige Anbaustruktur, noch mit starker Prägung durch den Getreideanbau, nur vereinzelt treten Sonderkulturen auf. Ursächlich für die abwechslungsreiche Nutzungsstruktur dürfte die leichte Sandlößauflage sein, die auf etlichen Flächen auch den Anbau von Weizen ermöglicht. So waren in der Gemeinde Cappeln im Jahr 1987 annähernd 10% der Ackerfläche mit Weizen bestanden, so viel wie in keiner anderen Gemeinde im Landkreis Cloppenburg.

Bis zum Jahr 2015 (Abb. 14) hat eine sehr starke Verschiebung im Anbauspektrum stattgefunden. Entgegen dem allgemeinen Trend hat sich im kartierten Gebiet die Maisfläche nicht ausgeweitet, wie in der Gemeinde Cappeln der Maisanteil ohnehin sehr gering ist (Abb. 2). Bei den kartierten Sonderkulturen handelt es sich überwiegend um Erdbeeren, es treten aber auch größere Salatflächen auf, besonders markant im südwestlichen Kartenausschnitt mit der Flurbezeichnung „Gaskamp“. Auf die Ausweitung der Erdbeerkulturen im Raum um Langförden und die bedeutsame Rolle, die der Erzeugergroßmarkt ELO in Langförden für die Vermarktung der verschiedenen Sonderkulturen spielt, wurde im vergangenen Jahrbuch 2016 bereits eingegangen. Für die Vermark-

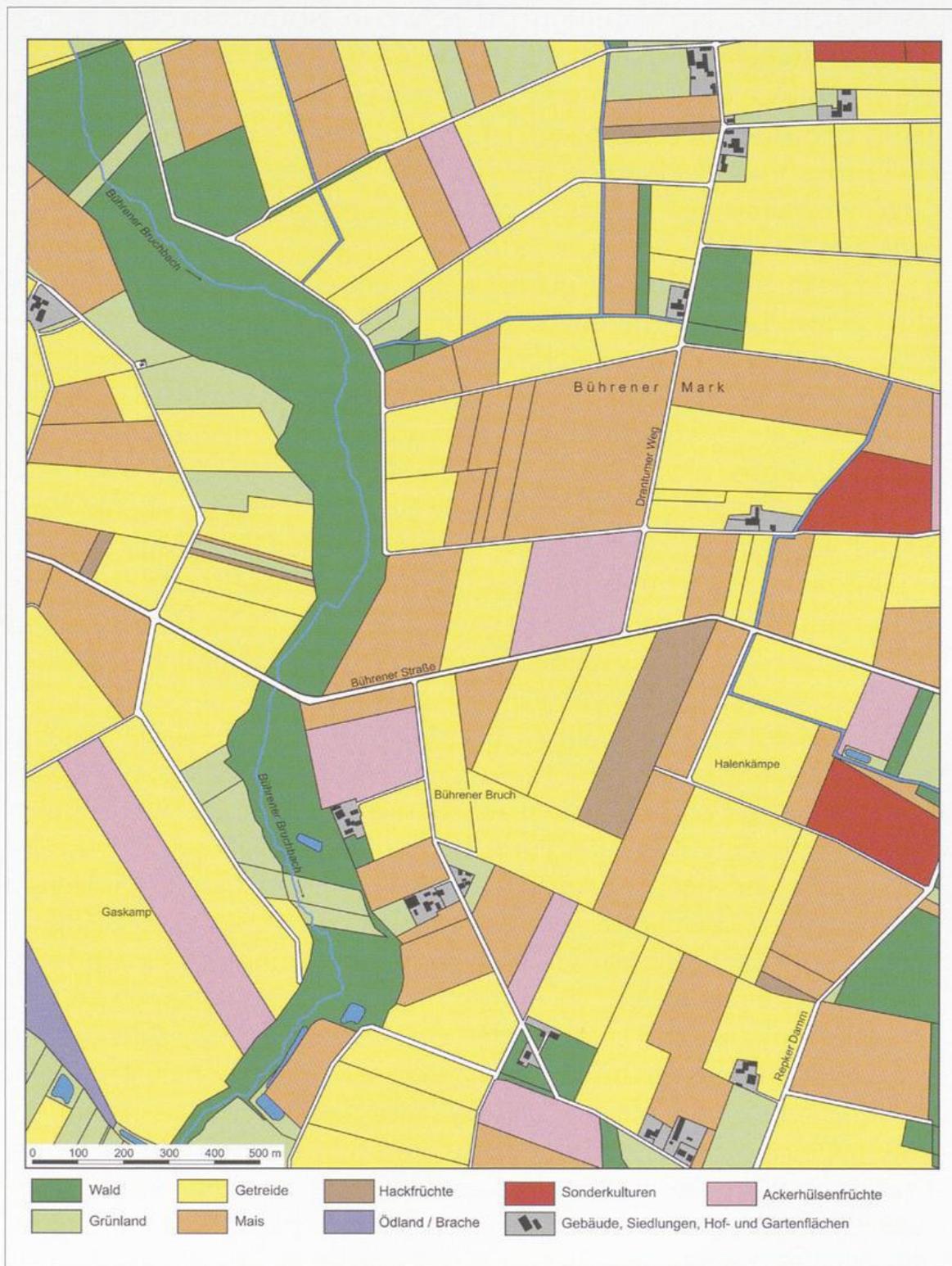


Abb. 13: Bodennutzung nördlich von Schwichteler 1987

Quelle: ISPA-Archiv, Kartierung: A. Pellenwessel, P. Krohn



Abb. 14: Bodennutzung nördlich von Schwichteler 2015

Quelle: eigene Kartierung

tung gefrosteter Ware ist das Unternehmen ELO-Frost von besonderer Bedeutung.

Da im Sonderkulturanbau unbedingt Fruchtfolgen einzuhalten sind, rotieren die Nutzungen. Für Sonderkulturen geeignete Flächen müssen zwischenzeitlich mit Getreide bestellt werden, deshalb können sich die Sonderkulturen nicht auf die gesamte Fläche erstrecken. Es ist auch erkennbar, dass die Ausdehnung der Sonderkulturflächen im nördlichen Bereich etwas geringer ausgeprägt ist, was möglicherweise durch geringere Bodengüte bedingt ist. Während in der Flur „Gaskamp“ anlehmiger Sand mit Ackerwertzahlen von 59 anzutreffen ist, liegen in der „Bührener Mark“ am Drantumer Weg lehmiger Sand mit der Ackerwertzahl 40 und am nördlichen Kartenrand sandiger Lehm mit der Ackerwertzahl 41 vor. Diese Differenzierung der Bodenqualität spiegelt sich auch in der Getreidenutzung wider. So bestanden die 2015 kartierten Getreideflächen im südlichen Bereich nahezu ausschließlich aus Weizen, im nördlichen Bereich überwiegend aus Weizen. Insgesamt zeigt der Kartenvergleich eine erhebliche Zunahme hochwertiger Anbaufrüchte, vor allem von Sonderkulturen.

Zusammenfassung

Die sechs Kartenvergleiche haben allgemeine Trends in der Bodennutzung in den Gemeinden des Landkreises Cloppenburg sichtbar gemacht. Die Abgleiche mit den Werten aus der Statistik zeigen eine hohe Stimmigkeit, sodass die ausgewählten Kartenausschnitte als aussagefähig gelten können. Im zeitlichen Vergleich werden teilweise starke Veränderungen sichtbar, so die deutliche Ausweitung der Maisflächen, entweder zu Lasten von Getreide (im Schwarzen Moor bei Achterhörn) oder auf Kosten des Grünlandes (Schwarzes Moor bei Bösel-Glaßdorf). Dabei kommt es lokal zu sehr einförmiger Nutzung („Vermaisung“). Andererseits sind durch das Auftreten neuer Anbaufrüchte wie Raps, Erbsen oder Möhren sowie die Ausweitung des Kartoffelanbaus auch vielfältige Nutzungsstrukturen zu finden. Mehrere Kartierbeispiele (z.B. Lether Feld, Sandgeest bei Peheim, Südradde bei Benstrup) haben gezeigt, dass das Anbauspektrum noch immer von den Feuchtigkeitsverhältnissen und der Bodenqualität beeinflusst wird. Wo die Bodenqualität es zulässt, zeigen hohe Weizenanteile, Rapsflächen und die Ausweitung von Sonderkulturen, dass die Landwirte nach mög-

lichst hochwertigen Anbaufrüchten streben. Die Zunahme besonders ertragreicher Früchte wird besonders deutlich im Sonderkulturgebiet nördlich von Schwichteler.

In der Bodennutzung spiegeln sich aber auch agrarpolitische Einflüsse wie die Förderung von Eiweißpflanzen oder Zwischenfrüchten (z. B. auf der Sandgeest bei Peheim) oder Maßnahmen zum Umwelt- und Naturschutz wie die Förderung von Blühstreifen oder Blühflächen (z. B. an der Südradde bei Benstrup).

Danksagung

Für die freundliche Bereitstellung der Daten der Bodenqualität sage ich Herrn Dieter Beuse vom Katasteramt Cloppenburg herzlichen Dank.

Literatur und Quellen:

Amtliche Statistik: Bodennutzungserhebungen und Landwirtschaftszählungen. Daten bereitgestellt vom Landesbetrieb für Statistik und Kommunikationstechnologie Niedersachsen (LSKN), Hannover.

BELV: Eiweißpflanzenstrategie des BMELV. Berlin 2012. http://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Broschueren/EiweisspflanzenstrategieBMELV.pdf?__blob=publicationFile

Die Landwirtschaft: Bd. 1: Pflanzliche Erzeugung: Grundlagen der Pflanzenproduktion, umweltverträglicher Landbau, Produktionstechnik der Kulturpflanzen, Futterkonservierung, Dauergrünland, Naturschutz, Landschaftspflege. München 1992.

Direktzahlungen-Durchführungsgesetz: Gesetz zur Durchführung der Direktzahlungen an Inhaber landwirtschaftlicher Betriebe im Rahmen von Stützungsregelungen der Gemeinsamen Agrarpolitik vom 9. Juli 2014. In: Bundesgesetzblatt 2014, Teil I, Nummer 29, S. 897-905.

Direktzahlungen-Durchführungsverordnung (DirektZahlDurchfV) vom 3. November 2014. In: Bundesgesetzblatt 2014, Teil I, Nr. 51, S. 1690-1702.

Klohn, W.: Wandel der landwirtschaftlichen Bodennutzung in den Gemeinden des Landkreises Vechta. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2016, S. 162-187.

Meisel, S. (Bearb.): Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 70/71 Cloppenburg/Lingen. (= Geographische Landesaufnahme 1:200 000 / hrsg. von der Bundesanstalt für Landeskunde). Bad Godesberg 1959.

Meisel, S. (Bearb.): Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 54/55 Oldenburg/Emden. (= Geographische Landesaufnahme 1:200 000 / hrsg. von der Bundesanstalt für Landeskunde). Bad Godesberg 1962.

Stefan Kellner

Wandel in der Bestattungskultur im Landkreis Vechta

Zielsetzung und Fragestellungen

„Bevölkerung im Kreis wird immer bunter“ meldete am 9. April 2016 (auf S. 9) die Oldenburgische Volkszeitung. Durch den Zuzug zahlreicher Personen aus dem In- und Ausland sind auch bezüglich der Bestattungskultur neue religiöse und kulturelle Gepflogenheiten in den Landkreis getragen worden. Außerdem hat der allgemeine gesellschaftliche Wandel seinen Einfluss auf die Friedhöfe und die Grabgestaltung im Landkreis Vechta ausgeübt. Der folgende Beitrag stellt beispielhaft Ergebnisse von Befragungen und Beobachtungen vor, die durchgeführt wurden, um diesen Wandel zu erfassen.

Dabei stellen sich zunächst folgende Fragen:

- Inwieweit hat sich die „typische“ Begräbniskultur, wie sie noch vor 20 - 30 Jahren dominant war, verändert?
- Welche Gründe sind dafür verantwortlich?
- Welche Probleme erwachsen aus diesen Veränderungen für die Friedhöfe?
- Gibt es Unterschiede in Bezug auf die Bestattungskultur zwischen Stadt und Dorf?
- Inwieweit haben sich die Gestaltungsmuster des Grabes verändert, welche neuen Gestaltungselemente sind hinzugekommen?

Eine besondere Herausforderung stellen die Angehörigen nicht-christlicher Glaubensgemeinschaften dar, wenn nach deren Ableben eine Bestattung ansteht. Hier bilden die Muslime die zahlenmäßig größte Gruppe, sodass auf sie mit nachfolgenden Fragestellungen besonders eingegangen werden soll:

- Haben die Verstorbenen religiöser Minderheiten ein Anrecht auf Bestattung auf deutschen Friedhöfen?
- Wie sehen die muslimischen Riten und Bräuche in Bezug auf Tod und Bestattung aus?
- Ist eine Bestattung nach diesen Riten mit den deutschen Gesetzen und Regeln vereinbar bzw. welche spezifischen Anpassungen im Ritus sind für eine Bestattung nach deutschem Recht erforderlich, wo ergeben sich Konfliktfelder?
- Welche spezifischen Anpassungen im Ritus sind für eine Bestattung nach deutschem Recht erforderlich?

Wandel in der Bestattungsform

Es gibt unterschiedliche Möglichkeiten einen Menschen zu bestatten. Die traditionelle Form bildet die Erdbestattung, in der der Körper als Ganzes im Sarg bestattet wird. Dies war über lange Zeit die allgemein praktizierte Form, auf die auch die Friedhöfe bezüglich der Größe und Form der Grabstellen ausgerichtet waren. Etwas neuer ist die Feuerbestattung, bei der die Asche des Verstorbenen in einer Urne beigesetzt wird. Die Folge der wachsenden Zahl von Feuerbestattungen ist, dass die Grabstätten kleiner werden (Abb. 1) und in Konsequenz dessen weniger Platz auf dem Friedhof benötigt wird. Die Urnenbestattung kann auch in Form eines Rasengrabes geschehen (Abb. 2), das noch weniger Platz einnimmt und keine Pflege mehr erfordert.

In den letzten Jahren ist eine erhebliche Zunahme der Feuerbestattungen zu beobachten, vor allem im städtischen Bereich. So liegt nach Auskunft eines Bestatters, der bis vor kurzem mehrere Jahre in der Stadt Oldenburg tätig war, dort (in Oldenburg) das Verhältnis bereits bei 80% Urnenbestattungen zu 20% Erdbestattungen.



Abb. 1: Urnengräber auf dem Waldfriedhof Vechta. Diese Grabstellen haben zumeist eine Abmessung von 80x80 cm und benötigen nur den Bruchteil des Platzes eines herkömmlichen Erdgrabes.



Abb. 2: Rasengrab auf dem Waldfriedhof Vechta. Diese Form der Bestattung ist eine kostengünstige Alternative zu traditionellen Bestattungsformen, da sie nur eine geringe Fläche benötigt. Da die Grabpflege komplett entfällt, stellt sie eine bequeme Möglichkeit für die Angehörigen dar.

Im Landkreis Vechta ist dies noch nicht so ausgeprägt, aber in einzelnen Kommunen ist auch ein merklicher Anstieg der Urnenbestattungen feststellbar. In der Stadt Vechta finden nach Auskunft der Kirchengemeinde auf dem katholischen Friedhof ca. 120 Bestattungen pro Jahr statt. Es werden Särge und Urnen im Verhältnis von 70% zu 30% bestattet. Nach Auskünften von Bestattungsunternehmen gibt es in Vechta so gut wie keine Bestattungen außerhalb dieser klassischen Formen, d.h. Seebestattungen finden so gut wie nicht statt. Für den evangelischen Friedhof in Vechta liegen genauere Zahlen vor (Tab. 1).

2013	2014	2015 (bis 30.11.)
27 Särge, 19 Urnen	44 Särge, 27 Urnen	29 Särge, 18 Urnen

Tab.1: Bestattungszahlen des evangelischen Waldfriedhofs in Vechta

Quelle: Auskunft der evang.-luth. Kirchengemeinde Vechta

Anhand dieser Zahlen erkennt man einen Unterschied zwischen den Konfessionen. Bei den Katholiken in Vechta herrscht eine konservative Vorstellung über die Bestattungskultur vor, als bei den Protestanten. Hinzu kommt, dass auf dem evangelischen Friedhof auch Schausteller und viele Spätaussiedler bestattet werden, welche vorwiegend in einer Urne beigesetzt werden.

Auch in Lohne, der zweitgrößten Stadt im Landkreis Vechta, gibt es ebenfalls zwei Friedhöfe. Auf dem Friedhof der katholischen St. Gertrudgemeinde werden im Jahr ca. 100 Bestattungen durchgeführt. Aber in Lohne werden nur ca. 10% davon in einer Urne bestattet. Auf dem evangelischen Friedhof, der demselben Träger wie der Waldfriedhof Vechta untersteht, gibt es deutlich weniger Bestattungen, jedoch sieht man hier, dass das Verhältnis von Urnen- zu Erdbestattungen noch stark schwankend ist (Tab. 2). Im Jahr 2013 lag die Zahl der Urnenbestattungen bei ca. 17%, 2014 bei 50% und 2015 wiederum nur bei ca. 23%.

2013	2014	2015 (bis 30.11.)
24 Särge, 5 Urnen	13 Särge, 13 Urnen	20 Särge, 6 Urnen

Tab. 2: Bestattungen auf dem evangelischen Friedhof Lohne

Quelle: Auskunft der evang.-luth. Kirchengemeinde Vechta

Auch hier werden Katholiken häufiger in klassischer Erdbestattung zu Grabe getragen, während bei den Protestanten schon ein klarer Trend zur Urnenbestattung zu erkennen ist. In Lohne gibt es im Verhältnis auch weniger Urnenbestattungen als in Vechta. Die Friedhofsverwaltung der evangelischen Kirchengemeinde führt dies auf eine in Lohne vorherrschende konservativere Grundhaltung und eine andere Bevölkerungszusammensetzung als in Vechta zurück. In Vechta leben mehr Menschen, die aus Regionen zugewandert sind, in denen sich die Feuerbestattung stärker etabliert hat, und zum anderen werden auch Menschen feuerbestattet, welche schon lange in Vechta leben, aber keine Angehörigen mehr dort haben. In Lohne ist das Verhältnis von Familie und Heimat noch stärker („dörflicher“) ausgeprägt.

Man kann erkennen, dass der Trend hin zur Urnenbestattung in den städtischen Regionen des Landkreises Vechta angekommen ist. In den ländlichen Teilen des Landkreises sieht dies noch ganz anders aus, wie an den Beispielen Goldenstedt, Lutten und Ellenstedt gezeigt werden kann.

Man sieht anhand von Tab. 3, dass die Bestattungszahlen in Goldenstedt relativ konstant sind und dass hier ein völlig anderes Verhältnis von Urnen- zu Erdbestattung vorherrscht. Die meisten Bestattungen sind traditionelle Erdbestattungen, was nach Auskunft der Friedhofsverwaltung an der noch vorherrschenden dörflichen Struktur des Ortes liegt.

2012	2013	2014
45 Särge, 3 Urnen	37 Särge, 2 Urnen	37 Särge, 3 Urnen

Tab. 3: Bestattungen in Goldenstedt

Quelle: Auskunft der Kirchengemeinde Goldenstedt

Die Menschen hier zögen es vor, traditionell bestattet zu werden, und es fänden sich auch noch immer Angehörige, die das Grab pflegen. In Goldenstedt gibt es auch wenig neu angelegte Grabstätten, die meisten Bestattungen finden in bereits bestehenden Familiengräbern statt. Allerdings beginnt der Trend zur Urnenbestattungen auch hier erste Auswirkungen zu zeigen. Der Trend begann mit den zugezogenen Menschen, die sich schon seit einigen Jahren vereinzelt urnenbestatten lassen. In jüngerer Zeit würden sich auch schon alteingesessene Personen für eine Urnenbestattung entscheiden, um somit den Angehörigen die Arbeit der Grabpflege zu erleichtern.

Auch auf dem katholischen Friedhof in Lutten dominieren die Erdbestattungen (Tab. 4), doch hat auch dort die Zahl der Urnenbestattungen zugenommen. Auf dem Friedhof in Lutten gibt es überwiegend Familiengrabstätten und nur wenige Neuanlagen.

2012	2013	2014
20 Särge	21 Särge, 1 Urnen	20 Särge, 3 Urnen

Tab. 4: Bestattungen auf dem katholischen Friedhof Lutten

Quelle: Auskunft der Kirchengemeinde Goldenstedt

Die Bestattungszahlen auf dem katholischen Friedhof der Bauerschaft Ellenstedt, der von der Kirchengemeinde Goldenstedt verwaltet wird, zeigen, dass dort noch eine ganz traditionelle Vorstellung von Bestattung vorherrscht (Tab. 5).

In Visbek liegen die Bestattungszahlen auf dem katholischen Friedhof nach Auskunft der Kirchengemeinde konstant bei etwa 80 Bestattungen jährlich. Ähnlich wie in den anderen ländlichen Teilen des Landkreises bildet die Erdbestattung mit 95% die Hauptbestattungsform, Urnenbestattungen kommen lediglich auf 5%.

2012	2013	2014
10 Särge, 1 Urne	6 Särge	17 Särge

Tab. 5: Bestattungen auf dem katholischen Friedhof Ellenstedt

Quelle: Auskunft der Kirchengemeinde Goldenstedt

Zusammengefasst kann man für den Landkreis Vechta festhalten, dass die Zahl der Erdbestattungen über denen der Urnenbestattung liegt, jedoch ist ein Trend zu erkennen, dass Urnenbestattungen deutlich zunehmen. Gerade auf den evangelischen Friedhöfen in Vechta und Lohne sieht man eine deutliche Zunahme an Urnenbestattungen, aber auch auf dem katholischen Friedhof in Vechta. Man kann daraus folgern, dass die städtische Struktur in Vechta und Lohne dazu beiträgt, dass die traditionelle Form der Bestattung an Bedeutung verliert, da durch die veränderten gesellschaftlichen Strukturen die Familienbande nicht mehr so eng geknüpft sind, wie in den kleinen, ländlich geprägten Orten. Man kann aber auch erkennen, dass seit einigen Jahren die Zahl der Urnenbestattungen auch dort zugenommen hat. Nahezu alle Friedhofsverwaltungen sagen aus, dass bis vor wenigen Jahren die Urnenbestattung gar keine Rolle für die dortigen Friedhöfe spielte. Somit lässt sich auch hier ein Wandel erkennen. Ursächlich dafür sei, dass die Hinterbliebenen sich aufgrund von Fortzug nicht mehr um die Gräber der Angehörigen kümmern könnten oder dass die noch lebenden Angehörigen vor Ort zu alt seien, um Grabpflege betreiben zu können.

Auffällig für den Landkreis Vechta ist, dass alternative Bestattungskonzepte, wie Friedwälder oder Seebestattungen noch keine quantifizierbare Rolle spielen. Es gab in den letzten Jahren so gut wie keine Personen, die eine solche Bestattung in Anspruch nahmen.

Der Trend hin zur Urnenbestattung hat für die Friedhöfe auch negative Folgen, da weniger Platz benötigt wird und zunehmend Grabstätten nicht mehr belegt werden können. Die durch Nicht-Belegung freien Flächen und dadurch verringerten Einnahmen durch Gebühren können vielfach die weiter bestehenden Kosten nicht decken, sodass

Einsparungen vorgenommen werden müssen. In Vechta werden die Friedhöfe von der Stadt finanziell unterstützt, verpflichtet sie aber auch zur Aufnahme von Personen anderen Glaubens, sollten diese sich für eine Bestattung auf einem Vechtaer Friedhof entscheiden.

Wandel in der Gestaltung der Grabstätten

Auch die Grabstätten selbst haben eine Veränderung erfahren. Diese betreffen die formale Gestaltung des Grabsteins, die auf ihm angebrachten Symbole sowie die Gestaltung im Hinblick auf die Pflege der Grabstätte durch die Angehörigen. Die klassische rechteckige Form des Grabsteines wird zunehmend durch modernere Formen und neue Gestaltungselemente ersetzt (Abb. 3). Dabei ist in den letzten Jahren eine erstaunliche Fülle an Vielfalt und an Gestaltungsformen entstanden. In den Friedhofsordnungen der einzelnen Friedhofsverwaltungen finden sich teilweise strenge Regeln, was die Ausgestaltung der Grabstätten betrifft, dies gilt auch für zugelassene bzw. nicht zugelassene Materialien. So verbieten einzelne Friedhofsverwaltungen die Verwendung von Betongrabsteinen.

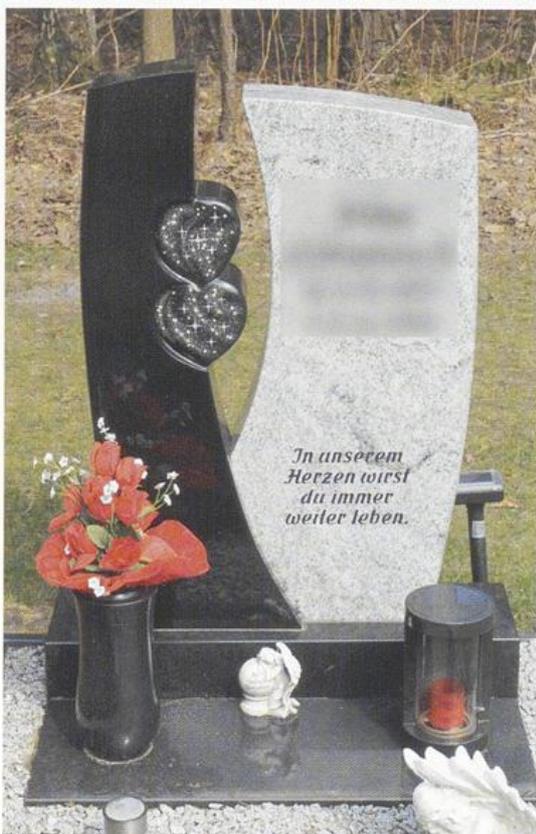


Abb. 3: Die Gestaltung der Grabsteine erfolgt zunehmend nach individuellen Wünschen und in neuen, modernen Formen.

Neben der Form der Grabsteine hat sich auch die Verwendung von Symbolen verändert. Traditionell finden sich auf Grabsteinen Symbole wie das Kreuz, betende Hände, Getreideähren eine Marienfigur mit Kind, eine Rose oder den ersten und den letzten Buchstaben des klassischen griechischen Alphabets, z.B. Alpha und Omega als Symbol für Anfang und Ende. Diese Symbole sind klassisch christlicher Natur und zeigen eine Verbundenheit zur Religion, den Wunsch auf ein ewiges Leben bei Gott, oder sie sind ein Zeichen für die ewige Liebe (Rose). In manchen Friedhofsordnungen ist festgelegt, dass ausschließlich solche christlichen Symbole verwendet werden dürfen.

Aufgrund vielfältigerer Bestattungswünsche von verschiedenen Bevölkerungsgruppen haben manche Friedhöfe bzw. dessen Träger in jüngerer Zeit die Bestimmungen zur Ausgestaltung von Grabsteinen gelockert, sodass man heute ganz verschiedene Dekorationen in die Steine miteinarbeiten lassen kann. Es finden sich Gedichte, persönliche Widmungen, Bilder der Verstorbenen, sowie Symbole, die die berufliche Vergangenheit oder Hobbies und Interessen der Verstor-



Abb. 4 a-h: Traditionell christliche Symbole wie das Kreuz, die betenden Hände, die Rose oder die Getreideähre werden durch personalisierte Zusätze ergänzt oder auch ersetzt: a) Notenschlüssel, b) Flugzeug, c) Angel mit Fisch, d) Zunftsymbol der Tischler, e) Schlägel und Eisen (Bergmann), f) Radrennfahrer, g) Segelboot, h) Hufeisen.

benen repräsentieren. Dabei sind enge Grenzen einzuhalten, so legen beispielsweise die „Richtlinien über die Gestaltung der Grabstätten und Grabmale“ der evangelischen Kirchengemeinde Lohne fest, dass „Inschriften und Sinnbilder, die das Empfinden und die Gefühle anderer verletzen könnten“ nicht gestattet sind. Abb. 4 (a-h) zeigt mehrere Beispiele individualisierter Zeichen auf Grabsteinen von verschiedenen Friedhöfen im Landkreis Vechta. Insgesamt sind derartige Zeichen auf den Friedhöfen der Region bislang nur in sehr geringer Zahl anzutreffen.

Ein besonderes Gestaltungsmerkmal, welches sich inzwischen vermehrt findet, ist ein Foto des/der Verstorbenen auf den Grabsteinen, vor allem auf denen russlanddeutscher Verstorbener. Die Technik der Bildgestaltung erfolgt ähnlich wie in Abb. 5 gezeigt. Daneben finden aber auch klassische Fotos in kleinen (meist ovalen) Rahmen Verwendung.



Abb. 5: Neuere Techniken machen die Verzierung von Grabsteinen mit bildlichen Darstellungen möglich. Anstelle eines solchen Christusbildes werden zunehmend auch persönliche Portraits der Verstorbenen angebracht.

Eine weitere Entwicklung auf den Friedhöfen liegt im Bereich der Grabgestaltung. Früher war es üblich, verschiedene Pflanzen auf dem Grab zu platzieren und so eine gärtnerisch ausgefeilte Grabstätte zu erzeugen. In der heutigen Zeit, in der die Grabstätten für die Familien

immer mehr zur Belastung werden, fällt es vielen Menschen schwer die Gräber ihrer Angehörigen zu pflegen. Daher wird vermehrt eine Grabgestaltung gewählt, welche einfach zu pflegen ist. Meist werden große Teile des Grabes mit Rindenmulch, Steinen oder Kies abgedeckt. Die Abb. 6 und 7 zeigen zwei pflegeleichte Grabgestaltungen. In den letzten Jahren werden Grabstätten auch vermehrt von Gärtnereien betreut, wenn sich die Angehörigen nicht mehr in der Lage sehen, die Grabstätte selbst zu pflegen. In dieselbe Richtung geht der Umstand, dass in der heutigen Zeit vermehrt Urnengräber angelegt werden, da diese bedeutend pflegeleichter sind.



Abb. 6: Durch den gesellschaftlichen Wandel und den Zeitmangel wird zunehmend auf eine pflegeleichte Gestaltung der Gräber geachtet: z.B. Verwendung von Rindenmulch zur Unkrautvermeidung.



Abb. 7: Pflegeleichtes Grab durch Verwendung von Steinauflage mit kleinen Bruchsteinen

Muslimische Begräbnisse

Die Möglichkeiten muslimischer Bestattungen soll am Beispiel der Ahmadiyya Gemeinde in Vechta aufgezeigt werden. Die muslimische Gemeinde Vechta ist eine Ortsgruppe der Ahmadiyya Muslim Jamaat (AMJ), die 1889 in Indien gegründet wurde und mit mehr als 10 Millionen Mitgliedern in über 204 Ländern eine der größten Glaubensgemeinschaften innerhalb des Islam ist.

Den Muslimen dieser Reformbewegung in Vechta stehen verschiedene Möglichkeiten der Bestattung offen. Konservativ geprägte Mitglieder der Gemeinde wählen oftmals die Bestattung auf einem speziellen Friedhof in Pakistan, wo sie nach sämtlichen muslimischen Riten begraben werden, auch ohne Sarg nur in Leinentüchern, was in Deutschland verboten ist. Betroffene Personen spenden einen Teil ihres Einkommens, um diese Möglichkeit der Bestattung zu erhalten, die Ahmadiyya Gemeinde trägt dann weitere Kosten und organisiert die Überführung nach Pakistan. Die Verstorbenen werden dann nach der rituellen Waschung und der Umbettung in einen Transportsarg aus Deutschland ausgeflogen.

Andere Gemeindemitglieder, die noch große Bindungen an ihre Heimatländer verspüren, schließen spezielle Versicherungen ab, welche den Rücktransport und die Bestattung organisieren. Es haben sich in Deutschland einige Bestatter auf diese Form spezialisiert, um es den Familien so einfach wie möglich zu machen. Diese Form wird häufig von Familien gewählt, welche noch nicht so lange in Deutschland leben, oder die noch große Teile ihrer Angehörigen in den jeweiligen Herkunftsländern haben.

Es besteht auch die Möglichkeit der Bestattung auf (christlichen) Friedhöfen im Landkreis Vechta, dabei sind jedoch Abstriche an den muslimischen Riten und Gebräuchen nötig. Auf den hiesigen Friedhöfen gibt es beispielsweise keine Waschhäuser. Es werden mithilfe der Friedhofsverwaltungen dann passende Alternativräume gefunden. Auf den Friedhöfen im Landkreis Vechta ist es auch nicht erlaubt, Menschen ohne die Nutzung einer Urne, bzw. eines Sarges, zu bestatten. Auch müssen Kompromisse bezüglich der Wahl von Motiven für einen eventuellen Grabstein eingegangen werden.

Allerdings gibt es auch die Möglichkeit sich auf speziellen muslimischen Friedhöfen bestatten zu lassen; dies wäre für Menschen aus dem Landkreis Vechta in Bremen der Fall. Auf diesen Friedhöfen können mehr muslimische Bräuche gewahrt werden, als auf christlichen. Einzig die Sargpflicht besteht auch dort, die Form der Feuer- bzw. Urnenbestattung ist den Muslimen nicht erlaubt.

Seit ein paar Jahren gibt es auch ein längerfristig angelegtes Projekt zur Schaffung eines muslimischen Gräberfeldes auf dem katholischen Friedhof in Vechta, damit man für mögliche Bestattungsanfragen von Muslimen vorbereitet ist. Muslime, welche in dritter oder vierter Generation in Deutschland leben haben nicht mehr unbedingt den Wunsch

in ihren Heimatländern bestattet zu werden. Bisher treten muslimische Bestattungen im Landkreis Vechta nur vereinzelt auf und fallen statistisch nicht in Gewicht. Da jedoch davon auszugehen ist, dass die Zahl der Bestattungen muslimischer Verstorbener in den nächsten Jahren steigen wird, ist dieses Projekt ein sinnvoller Schritt in die Zukunft.

Danksagung

Für die freundliche Bereitstellung der Daten zu den Bestattungszahlen auf den Friedhöfen danke ich Frau Risch von der evang.-luth. Gemeinde Vechta-Lohne, der Kirchenverwaltung St. Mariä Himmelfahrt in Vechta, der Kirchenverwaltung St. Gertrud in Lohne, sowie Frau Meyer und Frau Sadelfeld vom Pfarrbüro in Goldenstedt. Ebenfalls danke ich Herrn Bischof vom Bestattungshaus Langhorst, sowie Frau Clamor von der evang.-luth. Gemeinde in Vechta für die Beantwortung meiner Fragen bezüglich der Bestattungsabläufe, Bestattungszahlen und rechtlichen Angelegenheiten. Für zahlreiche Hintergrundinformationen danke ich den Mitarbeitern von Pufahl Naturstein in Vechta und Tschörtner Grabmale in Bramsche sowie Herrn Offizialratsrat Winter vom Bischöflich Münsterschen Offizialat Vechta. Für die Informationen zu den Erfordernissen und den Möglichkeiten muslimischer Bestattungen bin ich Herrn Mali Usman Naveed, dem Imam der muslimischen Gemeinde Vechta, sehr zu Dank verpflichtet.

Literatur und Quellen:

Franz, B. (2014): Erinnerungskultur im Wandel. Zur gestalterischen Weiterentwicklung von Friedhöfen. In: Niedersachsen. Zeitschrift für Kultur, Geschichte, Natur und Heimat. S. 58-59.

Horn, T. (2014): Friedhöfe aus bestattungsrechtlicher Perspektive. Das niedersächsische Bestattungsgesetz. In: Niedersachsen. Zeitschrift für Kultur, Geschichte, Natur und Heimat. S. 18-22.

Kellner, St.: Wandel der Bestattungskultur im Landkreis Vechta. Unveröff. Bachelor-Arbeit im Fach Geographie der Universität Vechta. Vechta 2016.

Meyer, R. (2014): Was Grabsteine erzählen. Friedhöfe als Gegenstand regionaler Heimatforschung. In: Niedersachsen. Zeitschrift für Kultur, Geschichte, Natur und Heimat. S. 47-51.

Sörries, R. (2014): Bestattungskultur. Wohin sich unsere Friedhöfe wandeln. In: Niedersachsen. Zeitschrift für Kultur, Geschichte, Natur und Heimat. S. 14-17.

Hans-Wilhelm Windhorst

Neue Herausforderungen an die Tierproduktion im Oldenburger Münsterland

Zur Vorgeschichte

Vor vierzig Jahren erschien meine Habilitationsschrift „Spezialisierte Agrarwirtschaft in Süddoldenburg“. Es war damals die erste eingehende Untersuchung zur Entwicklung, den Strukturen und Problemen der intensiven Nutztierhaltung in Großbeständen. Am Ende der Untersuchung wurde eine kritische Bewertung vorgenommen und die Frage gestellt, ob die sich abzeichnende Entwicklung zu noch größeren Bestandseinheiten und einer weiteren räumlichen Verdichtung ein Weg in die Stagnation sein könnte.

Eine neue Dimension erhielt die Kritik an den im Nordwesten Niedersachsens, insbesondere in den beiden süddoldenburgischen Landkreisen Cloppenburg und Vechta, vorherrschenden Formen der intensiven Nutztierhaltung um die Mitte der 1980er-Jahre in einer Reihe von Buchveröffentlichungen und dem Fernsehfilm „Und ewig stinken die Felder“. Sie trugen entscheidend dazu bei, die Intensivtierhaltung in Süddoldenburg als Negativbeispiel einer fehlgeleiteten agrarwirtschaftlichen Entwicklung zu brandmarken. In einem Beitrag für das Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland (1985) unter dem Titel „Eine Region droht ihren Ruf zu verlieren“ habe ich darauf hingewiesen, dass man über den unverkennbaren wirtschaftlichen Erfolg das Risiko einer gesellschaftlichen Ablehnung dieser Form der Nutztierhaltung nicht unterschätzen dürfe.

Wiederum zehn Jahre später wurden in einer längeren Artikelserie, die in der Oldenburgischen Volkszeitung erschien, die Vor- und Nachteile der Intensivproduktion in einem Hochverdichtungsraum der Nutztierhaltung eingehend untersucht. Die Serie endete mit einem Artikel, der überschrieben war „Wenn sich nicht bald etwas ändert,



wird nichts so bleiben wie es ist.“ Zwar verhalten die mahnenden Worte nicht wirkungslos, aber die sich immer deutlicher abzeichnenden Probleme der Intensivproduktion in Großbeständen wurden nicht als Gefährdung angesehen und erste Lösungsansätze blieben ohne durchschlagenden Erfolg.

Genau zehn Jahre nach der damals erschienen Bestandsaufnahme erfolgte ein neuer Vorstoß auf überregionaler Ebene. Im Jahr 2006 wurde der „Forschungsverbund Agrar- und Ernährungswissenschaften Niedersachsen“ (FAEN) ins Leben gerufen, der in drei Verbundprojekten die Aufgabe erhielt, Vorschläge für eine zukunftsfähige niedersächsische Landwirtschaft zu unterbreiten. Ziel des Verbundprojektes 2 (Nachhaltige Tierproduktion in agrarischen Intensivgebieten Niedersachsens), das unter Leitung des Verfassers von Vechta koordiniert wurde, war es, ein neues Leitbild für die nachhaltige Erzeugung tierischer Nahrungsmittel zu entwickeln.

Nach einer Laufzeit von fünf Jahren wurden am 23. November 2011 in einer Abschlusskonferenz im Großen Sitzungssaal des Landkreises Vechta die Ergebnisse einer großen Zuhörerschaft vorgestellt und mit ihr diskutiert (Windhorst und Veauthier 2011).

Vier Hauptziele standen im Mittelpunkt des Verbundprojektes:

1. Verbesserung des Images der intensiven Tierproduktion durch Schaffung von Transparenz und zielgerichtete Kommunikation.
2. Entwicklung von Haltungsformen und Haltungssystemen für Nutztiere, die zu einer Verbesserung der Tiergesundheit und des Tierwohls führen.
3. Kontinuierliche Verbesserung der Lebensmittelsicherheit und der Lebensmittelqualität.
4. Reduzierung der Umweltbelastung und des Risikos der Einschleppung und Ausbreitung hochinfektiöser Tierseuchen.

Die damals unterbreiteten Vorschläge zu einer Neuorientierung wurden sehr verhalten aufgenommen. Der große wirtschaftliche Erfolg der beiden südoldenburgischen Landkreise verlangte nach Auffassung vieler Wirtschaftsvertreter und politisch Verantwortlicher offenbar keine unmittelbaren Reaktionen.

Erst die sich seit einigen Jahren mehrenden kritischen Stimmen gegen die intensive Tierproduktion in Großbeständen und die For-

derung nach mehr Tierwohl, die nicht nur von Tierschutzverbänden, sondern auch von politischen Parteien geäußert wurden, machten den Beteiligten aus Wirtschaft, Verbänden und Politik deutlich, dass gehandelt werden muss, will man nicht die gesellschaftliche Akzeptanz verlieren und damit das wirtschaftliche und soziale Wohlergehen der hier lebenden Bevölkerung gefährden.

Da ich mich seit mehr als 40 Jahren eingehend mit der Entwicklung, den Strukturen und Problemen der intensiven Nutztierhaltung im Oldenburger Münsterland beschäftigt habe, möchte ich in den folgende Ausführungen darlegen, welche Zielsetzungen meiner Ansicht nach ein notwendiger Transformationsprozess verfolgen sollte, um aus der kritischen Situation, die eine Bedrohung für die zukünftige Entwicklung darstellt, einen Erfolg versprechenden Ausweg zu finden.

Was wird an der intensiven Tierproduktion kritisiert, und wohin soll sie sich entwickeln?

Durch die Diskussion um die Probleme der intensiven Tierproduktion in den Hochverdichtungsräumen der Nutztierhaltung und die geforderte Neuausrichtung ziehen sich einige Aspekte wie ein roter Faden.

Die anzustrebende Form der Nutztierhaltung soll sich stärker als bisher vom Tier- und Umweltschutz leiten lassen. Das bedeutet, dass sich die Haltungsformen und Haltungssysteme in höherem Maße an den artspezifischen Verhaltensweisen der Tiere orientieren müssen. Es muss angestrebt werden, die Tiere so zu halten, dass sie möglichst nicht erkranken und damit der Einsatz von Medikamenten, insbesondere von Antibiotika, deutlich reduziert werden kann. Außerdem ist die Frage zu stellen, ob in der lange Zeit allein auf Effizienz ausgerichteten Zucht nicht z. T. Grenzen überschritten worden sind, hinter die man wieder zurückgehen kann und muss (vgl. hierzu Gutachten des Wiss. Beirates für Agrarpolitik beim BMLE 2015). Führende Zuchtunternehmen, die in der Region Nordwest ansässig sind, haben dies Problem erkannt und verfolgen inzwischen neue Zuchtziele, die weit über das ursprüngliche Leistungsziel hinausgehen und vor allem Aspekte der Tiergesundheit in den Mittelpunkt stellen.

Es ist außerdem notwendig, die Emissionen (Ammoniak, Staub, Keime) aus der Tierhaltung zu verringern, vor allem aus großen Beständen. Es muss ein Gleichgewicht hergestellt werden zwischen der

Überversorgung mit Wirtschaftsdünger und Gärsubstraten aus der Biogaserzeugung in den Zentren der Tierhaltung und dem hohen Nährstoffbedarf in den Zentren des Pflanzenbaus. Hiervon würden sowohl die Veredelungs- als auch die Marktfruchtbetriebe profitieren.



Abb. 1: Durch den gesellschaftlichen Wandel und verschiedene Aktionsgruppen ist die Nutztierhaltung in die Kritik geraten; hier eine Aktion auf dem Aachener Marktplatz. Foto: A. Voth

Bezüglich der Sicherheit und Qualität der erzeugten Nahrungsmittel tierischen Ursprungs ist ein sehr hoher Standard erreicht, so dass hier keine einschneidenden Veränderungen notwendig sein dürften.

Vergleicht man diesen Forderungskatalog mit den Maßnahmen, die seitens der Nutztierhaltung bereits eingeleitet worden sind, dann kann man festhalten, dass man ganz offensichtlich auf einem guten Weg ist. Hier ist die Geflügelhaltung der Vorreiter. Mit dem Auslaufen der Käfighaltung von Legehennen, der eingegangenen Selbstverpflichtung, in absehbarer Zeit auf die Schnabelbehandlung der Legehennen und das Töten männlicher Legeküken zu verzichten sowie den Vereinbarungen zur Hähnchen- und Putenmast und der genauen Kontrolle des Antibiotikaeinsatzes sind wichtige Meilensteine gesetzt.

In der Geflügelcharta (September 2015) geht die Geflügelwirtschaft eine Selbstverpflichtung zur Umsetzung dieser Ansätze ein. Allerdings sind die Aussagen z. T. noch zu allgemein. Es müssen klare Grenzwerte und Zeitvorstellungen bzgl. des Erreichens dieser Werte formuliert werden.

In der Schweinehaltung sind durch die Verpflichtung der Gruppenhaltung von tragenden Sauen und die Einführung der so genannten Ringelschwanzprämie ebenfalls die Weichen hin zu einer tierschutzgerechteren Haltung gestellt. Um das Tierwohl weiter zu verbessern, könnte man sich z.B. an den dänischen Richtlinien zum Schwänzekupieren, der Freilaufhaltung im Deckbereich und den Warteställen sowie der Ausstattung der Ställe mit Beschäftigungs- und Wühlmaterial orientieren, die ein artspezifisches Verhalten der Tiere ermöglichen.

Angesichts der bereits erreichten bzw. kurzfristig angestrebten Ziele stellt sich die Frage, was darüber hinaus durch einen Transformationsprozess im Oldenburger Münsterland erreicht werden kann und soll. Das Agrar- und Ernährungsforum Oldenburger Münsterland (aef) hat durch die Einrichtung einer Arbeitsgruppe „Tierschutz/Tierhaltung“ deutlich gemacht, dass es bereit ist, die Umsetzung der Tierwohlinitiative des Landes Niedersachsen zu unterstützen und an deren Umsetzung konstruktiv mitzuwirken. Dabei kommt es aber zum einen darauf an, heißt es in den Zielsetzungen der Arbeitsgruppe, die Anpassungsprozesse wirtschaftlich und zeitlich verträglich zu gestalten, um auf den globalen Märkten weiterhin konkurrenzfähig zu bleiben. Zum anderen sei es notwendig, die erreichten Teilziele im Tierschutzplan besser zu kommunizieren, um damit zu einer Versachlichung der Diskussion um die intensive Nutztierhaltung beizutragen.

Mögliche Zielsetzungen von Transformationsprozessen in Regionen mit intensiver Nutztierhaltung

Bei der Entwicklung eines Szenarios für die nächsten 10 bis 15 Jahre muss man meines Erachtens folgende Aspekte in die Überlegungen einfließen lassen:

- Die deutsche Bevölkerung wird sich wegen des Zustroms von Flüchtlingen und Asylsuchenden anders entwickeln als bislang angenommen wurde. Der befürchtete deutliche Bevölkerungsrückgang wird nicht so gravierend und so schnell erfolgen, weil durch

die Flüchtlinge und Asylsuchenden die rückläufige Entwicklung zumindest gebremst wird.

- Durch den Zustrom von Flüchtlingen und Asylsuchenden wird sich sowohl eine Veränderung in der Altersstruktur einstellen als auch in der Zusammensetzung nach Religionsgruppen, weil derzeit mehr als die Hälfte der nach Deutschland kommenden Menschen Muslime sind.
- Im Hinblick auf die Entwicklung der zukünftigen Märkte für Eier und Fleisch ist zu berücksichtigen, dass man es nicht mit einem homogenen Käufermarkt zu tun hat. Es gibt zum einen Konsumentengruppen, die preisgünstiges Fleisch kaufen wollen oder wegen ihrer Einkommenssituation kaufen müssen, davon sind Gruppen zu unterscheiden, für die die Marktpreise weniger bedeutend sind, die es sich also leisten können, auch Produkte in einem höheren Preissegment zu kaufen. Eine dritte Gruppe bilden Konsumenten, die aus gesundheitlichen Gründen oder aus Gründen des Tierschutzes weniger oder gar keine Eier und Fleisch essen.

Im Folgenden sollen die meines Erachtens bestehenden neuen Herausforderungen genauer charakterisiert und die sich daraus ergebenden Transformationsziele beschrieben werden.



Abb. 2: Auch die Geflügelhalter im Oldenburger Münsterland werden sich den neuen Herausforderungen stellen müssen.

Transformationsziel 1:

Produktdiversifizierung als Reaktion auf eine veränderte Nachfrage

Man wird es in Zukunft mit einem zunehmend differenzierteren Nachfrageverhalten im Binnenmarkt zu tun haben, auf das sich sowohl die Tierhalter als auch die Nahrungsmittelindustrie einzustellen haben. Hiervon ist wiederum die Nachfrage auf Exportmärkten zu unterscheiden, die ebenfalls nicht homogen ist, sondern sich auch durch eine differenzierte Produktnachfrage auszeichnet. Es ist also zwischen folgenden Zielmärkten zu unterscheiden:

Marktsegment 1: Erzeugung kostengünstiger tierischer Produkte unter Einhaltung des im Tierschutzgesetz und der Tierschutznutztierhaltungsverordnung festgelegten Rechtsrahmens in Großbeständen mit niedrigen Stückkosten, deren Absatz sowohl auf den Binnenmarkt als auch auf die Exportmärkte zielt. Hierbei ist davon auszugehen, dass bestimmte Verfahren (z.B. Schnabelbehandlung bei Legehennen und Mastputen oder Tötung männlicher Legeküken), die z.Z. von den Aufsichtsbehörden mangels vorhandener Alternativen noch geduldet werden, in einigen Jahren aufgegeben werden müssen. Die daraus resultierenden höheren Produktionskosten werden, wenn sie der Lebensmitteleinzelhandel nicht an die Konsumenten weitergibt, zu einer Verringerung des Produktionsvolumens führen. Im Export werden sich Preise, die über den Weltmarktpreisen liegen, für Standardware nicht durchsetzen lassen. Entweder werden die niedrigeren Erlöse quersubventioniert durch höhere Preise und Gewinne in anderen Marktsegmenten, oder die Ausfuhrmengen werden zurückgehen.

Marktsegment 2: Erzeugung tierischer Produkte mit einem höheren Tierwohlstandard als gesetzlich vorgeschrieben. Sie sind aufgrund der höheren Produktionskosten auch zu höheren Marktpreisen im Lebensmitteleinzelhandel anzubieten und mit einem entsprechenden Label zu kennzeichnen, um sie eindeutig von den Produkten unter (1) unterscheiden zu können. Sie können auch auf bestimmten Exportmärkten erfolgreich sein, wobei hier gezielt bestimmte Käuferschichten durch ein entsprechendes Marketing anzusprechen sind.

Marktsegment 3: Erzeugung von tierischen Produkten, die auf spezifische soziale Gruppen, z.B. Angehörige bestimmter Religionsgemein-

schaften, ausgerichtet sind und gegebenenfalls die Einhaltung spezifischer Auflagen bei der Schlachtung der Tiere verlangen. Auch hier sind sowohl Teile der inländischen Bevölkerung als auch Auslandsmärkte das Ziel.

Marktsegment 4: Entwicklung von tierischen Produkten, die neben der Versorgung mit Proteinen einen Zusatznutzen aufweisen, z.B. mit bestimmten Vitaminen angereichert sind und/oder sich durch einen geringeren Fett- und Cholesteringehalt auszeichnen. Sie sind vor allem auf spezifische Lifestyle-Gruppen ausgerichtet, die bereit sind, hierfür die entsprechend höheren Marktpreise zu zahlen. Der Bundesverband der Deutschen Ernährungsindustrie hat zusammen mit der Gesellschaft für Konsumforschung die Verbraucherstudie „Choice 15“ erstellt. Dabei haben sie den Wandel des Ess- und Kochverhaltens analysiert und gelangen zu der Feststellung: Die Ernährungsindustrie muss immer schneller auf das veränderte Verbraucherverhalten reagieren, im besten Fall selbst Veränderungen mitgestalten.

Marktsegment 5: Erzeugung von Fleischersatzprodukten, die sich vor allem an Gruppen richten, die den Verzehr von Fleisch grundsätzlich ablehnen oder sie wegen des geringeren Verzehrs von Fleisch als willkommene Ergänzung ansehen.

Die Entwicklung neuer Produkte mit Zusatznutzen ist Aufgabe der Nahrungsmittelindustrie, die Nutztierhalter können dazu nur das Ausgangsprodukt bereitstellen. Die von ihnen eingesetzten Haltungssysteme und Haltungssysteme richten sich an den erzielbaren Preiserlösen aus, also an dem Preis, den die Verarbeitungsindustrie bzw. der Lebensmitteleinzelhandel zu zahlen bereit ist. Höheren Tierwohlauflagen werden sie sich nur dann zuwenden, wenn sie dafür eine entsprechende Zusatzvergütung erhalten. Abzulehnen sind anhaltende Subventionszahlungen für die Einhaltung höherer Standards, weil sie den Regelmechanismus des Marktes ausschalten und schnell zu kaum mehr kontrollierbaren Entwicklungen führen können, wie die EU-Agrarpolitik der Vergangenheit leider gezeigt hat. Es muss den Konsumenten einsichtig gemacht werden, dass solche Produkte ihren Preis haben, den sie, wenn sie diese erwerben wollen, auch zahlen müssen.

Parallel zur Produktentwicklung sind in der Vermarktung die sich abzeichnenden Veränderungen durch einen verstärkten online-Handel

und der Produktinformation der Konsumenten über mobile Endgeräte zu berücksichtigen.

Transformationsziel 2:

Übergang zu Haltungsformen und Haltungssystemen, die sich an den artspezifischen Verhaltensweisen der Nutztiere ausrichten

Die von den Nutztierhaltern gegenwärtig eingesetzten Haltungsformen sind nach dem Tierschutzgesetz und der Tierschutz-nutztierhaltungsverordnung zugelassen. Sie erfüllen allerdings nicht immer die dort gesetzten Rechtsnormen. Die bestehenden Abweichungen werden z. Z., wie bereits erwähnt, vom Gesetzgeber geduldet, weil Alternativen, z.B. zum Töten männlicher Legeküken, noch nicht praxisreif sind.

Über den Gesetzesrahmen hinausgehende Anforderungen (z.B. bezüglich der Besatzdichte pro m² Stallfläche, der Länge der Mastperiode, des Verzichts auf gentechnisch veränderte Futtermittel, der Bereitstellung von Beschäftigungsmaterial, des Verzichts auf die Schnabelbehandlung bei Legehennen) haben höhere Produktionskosten zur Folge, die der Tierhalter nur dann einzusetzen bereit ist, wenn ihm dafür ein höherer Marktpreis garantiert wird, der die Zusatzkosten abdeckt. Die so erzeugten tierischen Produkte zielen vor allem auf die Versorgung des Marktsegments 2, aber auch auf die Nachfrage bestimmter Zielgruppen in Exportländern.

Es lassen sich unterschiedliche Grade der Ausrichtung der Haltungsformen und Haltungssysteme an den artspezifischen Verhaltensweisen feststellen. Sie reichen von der Freilandhaltung von Legehennen über die Haltung von Mastschweinen auf Stroh bis hin zur ökologischen Haltung von Bronzeputen (eine alte Nutztier rasse, die vorwiegend als Genreserve gehalten wird), um nur einige Beispiele zu nennen. Inzwischen orientieren sich auch heimische Unternehmen im Rahmen ihrer „Corporate Social Responsibility“ an solchen neuen Leitbildern, oder sie entwickeln sie auch selbst, wie jüngste Trends zeigen. Es gelangen langsamer wachsende Linien zum Einsatz, auch werden z.B. die Masthähnchen in einer geringeren Besatzdichte gehalten. Die positiven Auswirkungen der längeren Mastdauer und der geringeren Besatzdichte im Vergleich zur konventionellen Mast auf das Verhalten und die Gesundheit der Tiere wurde in zwei gerade abgeschlossenen Dissertationen an der LMU München nachgewiesen (Westermaier 2015, Wilutzky 2015).

Die Bereitstellung von Hähnchen aus Haltungssystemen mit mehr Platz pro Tier und längerer Mastdauer für den Markt kann als ein wichtiger Schritt in Richtung auf mehr Tierwohl angesehen werden. Es ist aber in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, dass die Forderung nach einer allgemeinen Umsetzung der Haltungsbedingungen wie sie in den oben genannten Feldversuchen zum Einsatz gelangten, unausweichlich zur Folge hätte, dass es zu einer deutlichen Reduzierung der Anzahl der erzeugten Hähnchen käme, wenn nicht durch Stallneubauten der Produktionsrückgang kompensiert werden könnte. Dies würde dann auch die Mischfutterhersteller und die Schlacht- und Verarbeitungsbetriebe betreffen und sich sowohl auf die inländische Versorgung als auch die Exporte auswirken.

Entwicklungen in den Niederlanden, wo mit dem Programm „kip van morgen“ dieser Weg konsequent beschritten wird, zumindest für die inländische Erzeugung, zeigen, dass es für die auf den Export ausgerichteten Schlachtbetriebe schon jetzt zu einer Verknappung von Hähnchen gekommen ist. Eine Verlagerung der Erzeugung in einige osteuropäische Länder, in denen bislang noch völlig andere Regelungen bezüglich der Haltung und des Tierschutzes vorliegen, ist offensichtlich. Diese räumlichen Verlagerungsprozesse sind ein erster Indikator dafür, dass der Zenit der Produktion von Mastgeflügel in den Niederlanden, aber auch im Nordwesten Deutschlands, überschritten ist und sich eine rückläufige Tendenz bzw. Stagnation andeutet. Dies gilt auch für die Schweinefleischproduktion in Deutschland, denn hier zeichnen ein abnehmender Pro-Kopf-Verbrauch, rückläufige Schlachtzahlen und zurückgehende Exporte, die sich in anhaltend niedrigen Marktpreisen für Schlachtschweine niederschlagen, ein ähnliches Bild.

Während im Pflanzenbau inzwischen kleine Biobetriebe zunehmend Marktanteile an große Unternehmen verlieren, die z. T. über Anbauflächen von mehreren Tausend Hektar verfügen und deutlich geringere Produktionskosten aufweisen, ist ein solcher Trend bislang in der tierischen Erzeugung erst ansatzweise zu erkennen. Allerdings ist davon auszugehen, dass mit wachsender Nachfrage nach solchen Lebensmitteln sich auch große Unternehmen der Erzeugung und Vermarktung zuwenden, zumal dann, wenn die führenden Lebensmittelketten diese Produkte dauerhaft in größeren Mengen listen. Damit wäre dann zwar ein Fortschritt in Richtung auf eine stärker



artspezifische Haltung, auf höhere Tiergesundheit und geringeren Medikamenteneinsatz bei einer größeren Zahl von Nutztieren möglich, allerdings wahrscheinlich zu Lasten vieler kleiner Betriebe, die sich dann nicht länger im Wettbewerb behaupten könnten.

Transformationsziel 3:

Reduzierung der von der intensiven Tierproduktion bewirkten negativen Einflüsse auf Boden, Wasser und Luft sowie Integration von Neben- und Abfallprodukten in möglichst geschlossene Stoffkreisläufe

Die Belastung von Böden und Grundwasser durch eine unsachgemäße Ausbringung von tierischen Exkrementen war der erste Kritikpunkt der bereits in den 1980er-Jahren eine breite Medienresonanz fand, z.B. im Film „Und ewig stinken die Felder“. Eine Nitratanreicherung im Grundwasser, hohe Schwermetallgehalte in Böden, auf denen über Jahrzehnte große Mengen an Schweinegülle aufgebracht worden waren, oder auch eine Eutrophierung von Fließgewässern durch zu hohe Wirtschaftsdüngergaben und Nährstoffeintrag durch Oberflächenabfluss sind nur einige Problembereiche. Sie entstanden durch die nahezu unbegrenzte Zufuhr von Futtermitteln und die begrenzte Flächenverfügbarkeit zur Ausbringung der anfallenden Exkremente aus den kontinuierlich wachsenden Nutztierbeständen. Die niedersächsische Landesregierung reagierte bereits 1983 durch den „Gülleerlass“, der dann 1990 in eine Gülleverordnung umgewandelt wurde. Versuche, das Problem durch Gülleseparierung oder Trocknung auf technischem Wege zu lösen, scheiterten bislang an den zu hohen Kosten. Allerdings befinden sich gegenwärtig einige Projekte in der Entwicklungs- und Versuchsphase. Eine Entlastung brachte die Einführung des belüfteten Kotbandes in der Legehennenhaltung, weil der Trockenkot sich über weite Distanzen bis in die Zentren des Marktfruchtbaus transportieren ließ. Mit der nahezu vollständigen Überführung der konventionellen Käfighaltung in alternative Haltungsformen fiel kaum noch Flüssigdünger an, was den Aktionsradius des Wirtschaftsdüngertransportes beträchtlich erweiterte. Damit war allerdings das Problem der umweltverträglichen Verwertung der Schweinegülle nicht gelöst. Hier breitet sich seit einigen Jahren ein Verfahren aus, das den Transport der Gülle in die Marktfruchtbauggebiete Südniedersachsens und die Rückfracht von Getreide in die Veredelungszentren durch Lastkraftwagen mit

zwei getrennten Transportbehältern organisiert. Allerdings reichen die bislang eingesetzten Fahrzeuge nicht aus, um zu einer gleichmäßigen Verteilung der Schweinegülle zu gelangen.

Das Problem der Nährstoffübersorgung erfährt eine Verschärfung durch den großen Anfall von Gärsubstraten aus der Erzeugung von Biogas unter Verwendung von tierischen Exkrementen und Silomais. Exakte Mengenerrechnungen sowie belastbare Angaben über den Verbleib dieser Substrate liegen bislang nicht vor, auch nicht im Nährstoffbericht der Landwirtschaftskammer Niedersachsen (2016).

Hieraus ergeben sich einige Forderungen, wenn das Transformationsziel 3 erreicht werden soll:

1. In einem ersten Schritt ist eine genaue Erfassung der pro Jahr anfallenden Mengen an Wirtschaftsdünger und Gärsubstraten zu ermitteln. Dazu müssen die Mengen an Stroh aus dem Getreide- und Maisanbau erfasst werden, die auf den Feldern verbleiben. Hieraus sind die verfügbaren Nährstoffmengen zu berechnen.
2. In einem zweiten Schritt ist pro Jahr auf der Basis der jeweiligen Anbauflächen und der vorliegenden Nährstoffversorgung der Böden der Nährstoffbedarf zu ermitteln und mit der Nährstoffverfügbarkeit abzugleichen.
3. Auf dieser Grundlage ist dann festzulegen, welche Mengen an Wirtschaftsdünger und Gärsubstraten auf die Flächen aufgebracht werden dürfen. Hierbei ist in die Gesamtberechnung der eingesetzte Mineraldünger einzubeziehen. Die Festlegung der möglichen Ausbringungsmengen sollte im Idealfall parzellenscharf erfolgen, zumindest aber betriebsbezogen. Durch geeignete Monitoringsysteme ist die Einhaltung der Ausbringungsmengen zu kontrollieren. Dass dies möglich ist, zeigt das Beispiel Dänemarks, wo ein solches Verfahren seit Jahren erfolgreich praktiziert wird.
4. In einem letzten Schritt sind die Mengen zu ermitteln, die nicht umweltverträglich in den Zentren der tierischen Erzeugung verwertet werden können. Sie können z.B. in die Ackerbaugebiete mit niedrigem Tierbesatz und hoher Nährstoffunterversorgung transferiert werden. Hierbei ist eine genaue Dokumentation der Nährstoffströme durch Bescheinigungen der abgebenden und aufnehmenden Betriebe vorzusehen.

Das Verfahren scheint auf den ersten Blick sehr aufwändig und mit einem beträchtlichen Verwaltungsaufwand verbunden zu sein. Es ist aber unumgänglich, wenn man das Transformationsziel und eine gesellschaftliche Akzeptanz der tierischen Produktion erreichen will (vgl. hierzu die Zielsetzungen der Bioenergie-Region Südoldenburg).

Sehr viel effizienter ist die Rückführung anfallender Rest- und Abfallstoffe aus der Schlachtung und Weiterverarbeitung geregelt. Sie werden inzwischen nahezu ausnahmslos zu wertvollen Proteinen oder auch Biodiesel verarbeitet. Ein Beispiel hierfür ist die GePro (Geflügel-Protein Vertriebs GmbH) mit Sitz in Diepholz. Sie stellt neben Biodiesel eine breite Palette von Produkten z.B. für die Heimtiernahrung her. Nahezu alle anfallenden Rest- und Abfallstoffe werden in Nährstoffkreisläufe zurückgeführt, wodurch sich der „carbon footprint“ des Mehrheitseigners deutlich verringert hat.

Neuausrichtung auf qualitatives Wachstum

Die vorangehenden Überlegungen zu notwendigen Transformationsprozessen in der intensiven Tierproduktion im Nordwesten Niedersachsens, insbesondere im Oldenburger Münsterland, hat deutlich werden lassen, dass man es mit einem sehr komplexen Prozess zu tun hat, zu dessen Gelingen verschiedene Stakeholder zusammenarbeiten müssen. Dies sind zum einen die landwirtschaftlichen Betriebe, die vor- und nachgelagerten Unternehmen und die Landwirtschaftskammer, zum anderen die Industrie- und Handelskammern im Nordwesten Niedersachsens und das aef in seiner Rolle als regionaler Meinungsführer. Eine weitere Voraussetzung ist allerdings auch eine Begleitung mit Augenmaß durch die zuständigen Ministerien in Hannover, die neben einem realistischen Zeitrahmen für die Umsetzung der vorgesehenen Maßnahmen auch die wirtschaftliche Dimension eines solch einschneidenden Prozesses hinreichend berücksichtigt.

Die zukünftige Rolle der Wissenschaft

Da sich die Notwendigkeit eines Wandels der bisherigen Produktionssysteme in der intensiven Tierproduktion schon seit mehreren Jahrzehnten abzeichnete, hat der Verfasser in eigenen Untersuchungen diese Thematik bearbeitet bzw. in vergebenen Dissertationen Teilaspekte

der sich stellenden Aufgaben bereits detailliert untersuchen lassen. Auf einige der bereits abgeschlossenen bzw. noch laufenden Doktorarbeiten soll kurz hingewiesen werden. Barbara Grabkowsky hat bereits 2010 eine Dissertation zum Thema der „Qualitativen Risikobewertung eines Eintrags von Aviärer Influenza in europäische Geflügelbetriebe auf lokaler und überregionaler Ebene“ erstellt. Sie hat eine sehr viel größere Beachtung im europäischen Ausland und neuerdings auch den USA gefunden als in Deutschland. Aline Veauthier legte 2011 ihre Doktorarbeit zum Thema „Die aktuelle und zukünftige Wettbewerbsfähigkeit der deutschen und niedersächsischen Schweinefleischerzeugung“ vor, in der die Chancen und Risiken der intensiven Schweinehaltung im Nordwesten Niedersachsens eingehend untersucht wurden. Im Rahmen des oben genannten FAEN-Projektes sind dann zahlreiche Einzelanalysen erfolgt, die in dem erwähnten Abschlussband (Windhorst und Veauthier 2011) zusammengefasst wurden. Im Rahmen des seit 2012 laufenden niedersächsischen Promotionsprogramms „Animal Welfare in Intensive Livestock Production Systems“, das von der Agrarfakultät der Universität Göttingen koordiniert wird, werden vom Verfasser zwei Dissertationen betreut, die sich zum einen mit der Implementation von Nachhaltigkeitskonzepten in der Geflügelhaltung (Soisontes 2016) und zum anderen mit dem „CSR-Management (Corporate Social Responsibility) in der Geflügelwirtschaft“ auseinandersetzen. Fertiggestellt ist ebenfalls eine Doktorarbeit, die sich mit Investitionsmaßnahmen zur Verbesserung der Nachhaltigkeit in konventionell wirtschaftenden landwirtschaftlichen Betrieben am Beispiel der Schweinemast befasst (Von Fricken 2015). Alle genannten Arbeiten weisen eine hohe Praxisrelevanz auf und sind deshalb eine bedeutende wissenschaftliche Grundlage für den notwendigen Transformationsprozess.

Weitere wissenschaftliche Untersuchungen sind sicherlich notwendig in den Bereichen der bestehenden Überversorgung mit Wirtschaftsdünger aus der intensiven Tierproduktion, der Kosten, die aus den beschriebenen Transformationsprozessen erwachsen und deren Finanzierung. Die Entwicklung neuer Produkte für den Binnenmarkt und die Exportmärkte sowie die Analyse der Möglichkeiten ihrer Markteinführung sind demgegenüber vorrangig von den Entwicklungsabteilungen der führenden Unternehmen in der Be- und Verarbeitung tierischer Produkte zu erbringen. Es wird unumgänglich sein, weitere Jahre auf die wissenschaftliche Analyse der genannten

Problemfelder zu verwenden. Dort, wo belastbare wissenschaftliche Ergebnisse bereits vorliegen, sollte allerdings umgehend mit der Umsetzung der entwickelten Lösungsansätze begonnen werden, denn es gilt weiterhin die Feststellung aus dem Jahr 1996: Wenn sich nicht bald etwas ändert, wird nichts so bleiben wie es ist.

Einige kritische Schlussbemerkungen

Der wirtschaftliche Erfolg der Landwirtschaft im Oldenburger Münsterland in den zurückliegenden Jahrzehnten ist vor allem auf die steigende Nachfrage nach Lebensmitteln im Inland und auf Auslandsmärkten zurückzuführen. Dieser anhaltend günstigen Marktsituation begegnete man durch konsequente Nutzung von Innovationen in den Bereichen Zucht, Futtermittellieferung, Haltungssysteme und Veterinärmedizin. Durch niedrige Produktionskosten in Großbeständen war man in der Lage, die Märkte mit nachgefragten Standardprodukten zu beliefern. Als sich jedoch die Marktsituation zu verändern begann, im Inland in Richtung von „Klasse statt Masse“, im Ausland durch zunehmenden Wettbewerb anderer Produktionsländer mit z. T. noch geringeren Produktionskosten, reagierte man nicht mit der notwendigen Flexibilität. Wie man auf diese Veränderungen z.B. in der Schweinefleischherstellung hätte antworten können, zeigt das Beispiel Dänemark. Als dazu noch die Kritik an der Lebensmittelerzeugung in großen Tierbeständen in der Gesellschaft immer lauter wurde, gerieten die Nutztierhalter zunehmend in eine Verteidigungsposition und reagierten zumeist nur noch anstatt sich den Herausforderungen durch aktives Handeln zu stellen. Man kann sich im Rückblick nicht des Eindrucks erwehren, dass hier eine erfolgreiche Vergangenheit vor einer sich dynamisch verändernden Zukunft geschützt werden sollte.

Erst seit wenigen Jahren beginnt sich ein Wechsel in der Strategie anzudeuten, der allerdings nicht von allen Nutztierhaltern mitgetragen wird. Die zunehmende Regulationsdichte im Bereich Tier- und Umweltschutz wird einerseits beklagt, andererseits wird die Politik zum Handeln aufgefordert, um z.B. die Exportmöglichkeiten durch Veterinärabkommen mit Drittländern zu verbessern oder den Weg zu mehr Tierwohl durch Subventionen zu erleichtern. Dabei scheint allerdings übersehen zu werden, dass der Erfolg der Schweine- und Geflügelhaltung seit den 1970er-Jahren gerade dadurch bedingt war, dass hier eben

keine EU-Subventionspolitik griff und man sich dem freien Marktgeschehen stellen musste. Auf die Tugenden, die diesen anhaltenden Wirtschaftserfolg ermöglichten, muss man sich zurückbesinnen, um auch in Zukunft weiterhin erfolgreich zu sein. Hier ist jedoch keine nostalgische Verklärung der Vergangenheit angezeigt, sondern ein konsequentes, auf die Zukunftsbewältigung ausgerichtetes Handeln, das den inzwischen eingetretenen gesellschaftlichen Veränderungen in der Bewertung der Nutztierhaltung Rechnung trägt.

Literaturhinweise:

Grabkowsky, B.: Qualitative Risikobewertung eines Eintrags von Aviärer Influenza in europäische Geflügelbetriebe auf lokaler und überregionaler Ebene (= Vechtaer Studien zur Angewandten Geographie und Regionalwissenschaft, Band 29). Vechta 2011.

Landwirtschaftskammer Niedersachsen (Hrsg.): Nährstoffbericht in Bezug auf Wirtschaftsdünger für Niedersachsen 2014/2015. Oldenburg: Januar 2016.

Soisontes, S.: Sustainability in Poultry Production. A Comparative Study between Germany and Thailand. Diss. Vechta 2016.

Veauthier, A.: Die aktuelle und zukünftige Wettbewerbsfähigkeit der deutschen und niedersächsischen Schweinefleischerzeugung (= Vechtaer Studien zur Geographie, Band 1). Vechta 2011.

Veauthier, A. u. H.-W. Windhorst: Die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen und niedersächsischen Geflügelwirtschaft. Gegenwärtige Strukturen und Prognosen bis 2020 (= Weiße Reihe, Band 34). Vechta 2011.

Von Fricken, L. S.: Sustainability in conventional agriculture and its impact on rural development: An exemplary analysis of investing in sustainable pig husbandry. Diss. Vechta 2015.

Westermaier, C.: Vergleichende Untersuchungen zur Tiergesundheit von konventionell gehaltenen Ross 308 und Cobb Sasso Masthühnern mit einem neuen Aufzucht-konzept im Rahmen der konzeptionellen Ausarbeitung von Richtlinien für eine tiergerechtere Masthühnerhaltung. Diss. med. vet., München 2015.

Wilutzky, K.: Feldversuch zu den Verhaltensuntersuchungen von konventionell gehaltenen Masthühnern der Linie Ross 308 und einem neuen Haltungskonzept mit der Linie Cobb Sasso. Diss. med. vet., München 2015.

Windhorst, H.-W.: Spezialisierte Agrarwirtschaft in Südoldenburg. Eine agrargeographische Untersuchung. (= Nordwestniedersächsische Regionalforschungen, Band 2). Leer 1975.

Windhorst, H.-W.: Eine Region droht ihren Ruf zu verlieren. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1985, S. 169-182.

Windhorst, H.-W.: Der Agrarwirtschaftsraum Südoldenburg zwischen gestern und morgen (eine Artikelserie in der Oldenburgischen Volkszeitung):

25.1.1996: Wenn das alles so ist, warum passiert dann nichts?

26.1.1996: Es geschieht nichts, weil die Probleme unterschätzt werden.

30.1.1996: Ohne Umweltverträglichkeit geht nichts mehr!

31.1.1996: Tierische Exkremeunte umweltverträglich entsorgen.

1.2.1996: Kontrollierte Produktion – unerwünscht und doch unverzichtbar.

2.2.1996: Kontrollierte Produktion – Geflügelsektor als Vorbild?

3.2.1996: Seuchenrisiko: neue Wege sind gefragt!

6.2.1996: Der Agrarsektor steht vor einer Revolution.

7.2.1996: Wenn sich nicht bald etwas ändert, dann wird nichts so bleiben wie es ist.

Windhorst, H.-W. u. A. Veauthier (Hrsg.): Nachhaltige Tierproduktion in agrarischen Intensivgebieten Niedersachsens (= Weiße Reihe, Band 35). Vechta 2011.

Windhorst, H.-W.: Transformationsprozesse in Regionen mit intensiver Tierproduktion. (= WING Beiträge zur Geflügelwirtschaft Heft 11). Vechta 2016.

Wissenschaftlicher Beirat für Agrarpolitik beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft: Wege zu einer gesellschaftlich akzeptierten Nutztierhaltung (Gutachten). Berlin: BMEL 2015.



Martin Feltes

40 Jahre Stapelfeld

Zur künstlerischen Ausstattung der Katholischen Akademie

Am 30. April 2016 feierte die Katholische Akademie Stapelfeld ihr 40-jähriges Jubiläum. Der Festakt war ein Rückblick auf Erreichtes, ein Versuch einer Standortbestimmung und auch ein Ausblick auf zukünftige Herausforderungen christlicher Bildungsarbeit.

Der Festredner, Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg, betonte in seiner Rede die Wichtigkeit einer ästhetischen und kulturellen Bildung für eine Akademie sowie die Bedeutung der Kunst in der Ausstattung ihrer Räumlichkeiten. Denn Kunst bildet. Kunst bildet, wenn sie nicht nur als dekoratives Beiwerk verstanden wird, eben nicht nur Sahnehäubchen ist, sondern zum Staunen und zur inhaltlichen Auseinandersetzung einlädt. Kunst bildet, wenn sie Denkräume öffnet, wenn sie existentielle Grundfragen des Menschen spiegelt, wenn der Betrachter zur Selbstbefragung angeregt wird. Und darüber hinaus ist Kunst Medium der Meditation. Denn durch das sinnliche Erleben kann Unsichtbares sichtbar werden. Kunst tut einfach gut.

In diesem Sinne hat sich in Stapelfeld eine reiche und vielfältige künstlerische Ausstattung entwickelt, die 1978 ihren Anfang genommen hat. Der Bonner Künstler Egbert Verbeek schuf in diesem Jahr das Altarbild für die Hauskapelle (Abb. 1). Der Künstler wählte für sein Altarbild die alte Form des Triptychons, das aus einem festen Mittelteil und zwei beweglichen Seitenflügeln besteht. Das geöffnete Triptychon zeigt auf dem linken Seitenflügel eine Interpretation der Schöpfungsgeschichte, der rechts die apokalyptische Vision vom Ende der Welt gegenübersteht. Inszeniert wird eine Welt des Todes, der Zerstörung, der menschlichen Hybris und der Naturentfremdung. Aber durch diese Welt gibt es einen Weg, der durch einen Torbogen zum Licht der Erlösung führt. Die Hauptfigur des Mittelteils zeigt einen geschundenen